BJ
1114
T6

Die Gesellschaft

Herausgegeben
von
Martin Buber

Die Sitte

von

Ferdinand Tönnies

Literarische Anstalt
Rütten u. Loening

DIE GESELLSCHAFT
SAMMLUNG SOZIALPSYCHOLOGISCHER MONOGRAPHIEN
PREIS EINES JEDEN BANDES
LEICHT KARTONIERT M. 1.50
IN LEINWAND GEBDN. M. 2.00

DIE GESELLSCHAFT

SAMMLUNG SOZIALPSYCHOLOGISCHER MONOGRAPHIEN

HERAUSGEGEBEN

VON

MARTIN BUBER

FÜNFUNDZWANZIGSTER BAND:

: : FERDINAND TÖNNIES : :

: : : DIE SITTE : : :

DIE SITTE

VON

FERDINAND TÖNNIES

FRANKFURT AM MAIN
LITERARISCHE ANSTALT
: RÜTTEN & LOENING :

Einband- und Vorsatz-Zeichnung sind von Peter Behrens
: : : Die Initialen zeichnete Hermann Kirchmayr : : :

Übersetzungsrecht, sowie alle anderen Rechte vorbehalten

Published June 15, 1909. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by the Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfort o. M.

: : : : : : Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig : : : : : :

Meiner lieben Frau

Marie

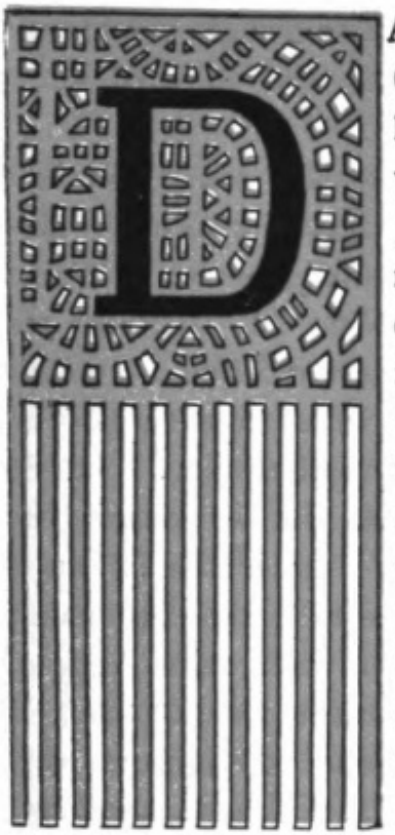
gewidmet

Eutin, Weihnachtsabend 1908

M152578

— Leben ruht in Wortes Tiefen,
Geister, die Äonen schliefen —
Will es Wahres lauter sagen,
Wird das Wort ans Kreuz geschlagen . . . .

UNIV. OF



AS WORT SITTE IST SYNONYM VON Gewohnheit und von Brauch, von Herkommen und Überlieferung; aber auch von Mode, Manier, Gepflogenheit u. dgl. Jene Wörter, die Gewohnheit bezeichnen, pflegen betrachtet zu werden, als ob das, was sie enthalten, seinem Wesen nach eindeutig wäre. In Wahrheit vermischt die Sprache, unbekümmert um tiefere Unterscheidungen, weit auseinanderliegende Sinne, und ich finde, daß Gewohnheit — um bei diesem allgemeinsten Ausdruck zu verweilen — eine dreifache Bedeutung hat, nämlich 1. die Bedeutung einer einfachen Tatsache objektiver Natur — in diesem Sinne sprechen wir von der Gewohnheit eines Menschen früh aufzustehen, oder zu einer bestimmten Stunde spazieren zu gehen, oder zu Mittag zu schlafen; wir meinen dann nichts anderes als: er pflegt so zu tun, er tut es regelmäßig, es gehört zu seiner Lebensweise. Leicht ist aber erkennbar, wie diese Bedeutung übergeht in

2. die Bedeutung einer Regel, einer Norm, die der Mensch sich selber gibt; wir sagen wohl: er hat es sich zur Gewohnheit gemacht, und im gleichen Sinne: er hat es sich zur Regel oder sogar zum „Gesetz" gemacht, und meinen, daß die Gewohnheit wirke wie ein Gesetz oder wie eine „Vorschrift" — man richtet sich danach, man schaut die Gewohnheit an, wie ein verpflichtendes Gebot, ein Gebilde von subjektiver Art, das aber objektive Form und Geltung hat: die Vorschrift wird nachgeschrieben, das

Original wird kopiert. — Ein Gebot kann selber als gebietend, heischend, befehlend vorgestellt werden, und so wird auch Gewohnheit

3. zum Ausdruck für ein Wollendes oder einen Willen — dies ist die dritte und die am wenigsten beachtete Bedeutung, die in Wahrheit die merkwürdigste ist. Wenn aber die Gewohnheit eines Menschen Wille ist, so kann sie nur sein eigener Wille sein, und in diesem Sinne ist es ein bedeutendes Wort, das die Gewohnheit eine zweite Natur nennt und den Menschen ein — Gewohnheitstier. Sie ist in der Tat eine psychische Disposition, die zu einem bestimmten Handeln treibt und drängt — und das ist auch der Wille in seiner ausgeprägtesten Gestalt, als Entschluß oder als „fester" Vorsatz. Das Wollen hat seine Wurzel immer im „Wünschen" und ist so damit verwandt, daß in der Sprache die beiden Wörter fortwährend miteinander verwechselt werden, besonders so, daß wollen gesagt wird, wo nur wünschen gemeint sein kann. Das Wünschen aber entspringt aus dem Gefühlsleben, aus den elementaren Verhältnissen, worin das organische Wesen sich zu seiner Umgebung befindet, mit Lust positiv, mit Unlust negativ, annehmend und ablehnend, begehrend und verabscheuend. Demselben Gefühlsleben gehört aber auch das Gewohntsein — d. i. die Gewohnheit als Eigenschaft eines Individuums gedacht — ganz und gar an. Was der Mensch gewohnt ist, das ist ihm in der Regel eben dadurch „erträglich" geworden; das meiste davon liebt er sogar und hängt daran mit seiner Seele; er wünscht es zu erhalten und zu bewahren, um so mehr natürlich, je mehr es ihm auch aus anderen Ursachen wert und teuer ist. Gewohnheit erleichtert nicht nur Leiden, Mühe und Arbeit, sie nötigt auch zu be-

stimmtem Tun und Handeln, sie kommt dem Bedürfnis gleich. Freilich stumpft Gewohnheit auch ab gegen Genüsse, sie wirkt auf Lustgefühle wie auf Unlustgefühle ausgleichend, mildernd, sie ist ein Gleichgewichtszustand der Seele. Unmerklich geht das Gewohnheitmäßige in das Instinktive, das Triebartige über: was wir gewohnt sind zu tun, das tun wir „unwillkürlich", ebenso wie wir unwillkürlich Gebärden machen, Bewegungen des Willkommenheißens und Abwehrbewegungen, die uns niemals gelehrt worden sind, die wir „von Natur" können; sie entspringen aus dem Selbsterhaltungstrieb und aus Gefühlen die in ihm beruhen. Was wir aber gewohnt sind zu tun, das haben wir erst lernen und einüben müssen, und gerade die Übung, die häufige Wiederholung bewirkt, daß wir es zuletzt „wie von selber" tun, reflexartig, rasch und leicht, wie der Seiltänzer auf dem Seile zu gehen vermag, weil er es gewohnt ist. Teils ist also Gewohnheit oder Geübtheit Ursache, daß ein Mensch überhaupt etwas kann, teils daß er etwas mit verhältnismäßig geringer Anstrengung oder Aufmerksamkeit leistet. Gewohntsein liegt aber nicht allein dem zugrunde, daß wir etwas können, sondern auch, daß wir es wirklich tun; sie wirkt nach Art eines Reizes, und, wie gesagt wurde, als Bedürfnis. Die „Macht der Gewohnheit" ist oft geschildert worden und oft gepriesen, oft beklagt. Wie mit magischer Gewalt zieht es den Trinker oder Spieler zur bestimmten Stunde nach seinem bestimmten gewohnten Platze im Klub oder Wirtshause; sein juckendes quälendes Verlangen, um so quälender, je tiefer eingewurzelt die Gewohnheit, wird erst gestillt, wenn er den gewohnten Becher oder das gewohnte Buch der vier Könige in Händen hält. Es läßt sich aber gewahren, daß das Prinzip ganz dasselbe ist wie jenes, das

dem Seiltänzer oder dem Klavierspieler seine Kunst leicht macht. Die Übung erleichtert auch das Wollen, sie bahnt ihm seine Wege, sie verstärkt die Wünsche wie sie Muskeln und Nerven stärkt, überwindet Widerstände und Reibungen, macht eben dadurch eine „Passion" zur herrschenden, ja zur tyrannisch-zwingenden. Wie zum Wesen des Lasters, so gehört sie auch zum Wesen der Tugend — Aristoteles hat es stark hervorgehoben. Nicht nur indem sie unsere guten Neigungen stärkt, sie im Kampfe gegen das Gemeine in uns ermutigt und fördert, sondern besonders dadurch, daß sie auch die an sich schwachen, aber dem Einzelnen oder seiner Gemeinschaft heilsamen Beweggründe unterstützt. Vor allem härtet sie ab — den Mut wie die Haut, macht fähig und willig Widerstand zu leisten, Ungemach zu ertragen. Jeder Erzieher kennt den hohen Wert der Gewohnheit in dieser Richtung. Bei alledem finden wir nicht, daß in der Gewohnheit Wille erkannt wird. Was ist denn Wille, wie wir ihn hier verstehen? Nicht die Neigung als solche — auch Gewohnheit ist, wie gesagt, Neigung — sondern insofern sie Gedankenform angenommen hat; denn nur der Mensch ist des Willens fähig und menschlicher Wille ist immer Gedanke. So ist auch Gewohnheit, insofern als sie Wille ist, in das Denken gleichsam eingetaucht, und stellt sich dar als der Gedanke „ich will", d. i. als freie Entscheidung: dennoch kann sie, die „leidige" Gewohnheit, die entscheidende Potenz, die ausschlaggebende sein, trotz jener Freiheit im Bewußtsein: Gewohnheit treibt den Alkoholisten, wenngleich er normalerweise meint, frei zu handeln, meint, daß er „auch anders kann", und sicherlich von jedem Psychiater oder Richter für „zurechnungsfähig" würde erklärt werden. In der Tat, es ist seine Handlung die er will; aber nicht

die Überlegung und der Entschluß, der etwa noch mit der Meinung sich verbindet und deckt, der Körper bedürfe der „Stärkung" oder „Erholung", vielleicht auch mit dem festen Vorsatz, diesmal mäßig zu sein — nicht dies, was im Bewußtsein oben auf liegt, ist der wirkliche und wesentliche Wille, es sind nur die geschäftigen Diener und Läufer, die ihm den Weg bereiten, während der Fürst ungesehen in der Kutsche sitzt. Dieser ist die Gewohnheit, d. h. der durch Übung zum Meister und Herren gewordene Wille. Die Meinungen sind in der Regel von der Gewohnheit abhängig, durch sie bedingt und eingegeben. Aber freilich sie können sich auch von ihr losmachen und sich über sie erheben, und tun es, wenn sie zu Grundmeinungen, Grundsätzen werden, zu Überzeugungen. Sie gewinnen eine Festigkeit als solche, die auch Gewohnheit zu brechen und zu überwinden vermag: die Festigkeit des „Glaubens" in dem bekannten religiösen Sinne, als einer gewissen Zuversicht, ist eine primitive Form des festen Willens. Während also im allgemeinen Gewohnheit und Meinungen sich wohl miteinander vertragen, so liegt hier der Keim des Konfliktes und Kampfes. Das Denken tendiert fortwährend dahin, das beherrschende Element im Geiste zu werden; und der Mensch wird eben dadurch menschlicher.

Ich gehe hier aber nicht darauf ein, darzustellen, wie das Wesen der Gewohnheit im menschlichen Wollen sich weiter ausbreitet und vertieft, sondern ich verwende diese Ausführung nur, um hinüberzuleiten auf den Begriff der Sitte, der als wesentlich sozial-psychologischer in Analogie zu dem wesentlich individual-psychologischen der Gewohnheit verstanden werden muß. Auch die Wörter Brauch und Sitte bedecken jenen dreifachen Sinn, den der bloßen Tat-

sache, den der Norm und den des Willens, der die Norm setzt: und, soviel ich sehe, haben die bisherigen Erörterungen der Sitte diesen dreifachen Sinn nicht erkannt, also auch nicht auseinanderzuhalten vermocht, sondern sich fast ausschließlich an den mittleren Sinn gehalten, an die Sitte als Norm. Der berühmte Jurist Rudolf v. Jhering hat im zweiten Bande seines Werkes „Der Zweck im Recht" der Sitte eine eingehende Studie gewidmet, ja diesen Band fast ganz damit erfüllt. Er versteht auch „Gewohnheit" als soziale Erscheinung und meint, sie sei die bloße Tatsächlichkeit des festgesetzten allgemeinen Handelns, Sitte hingegen die sich dazu gesellende gesellschaftlich verbindende Geltung der Gewohnheit; die Sprache kenne Gebote der Sitte, aber nicht Gebote der Gewohnheit [das kommt aber daher, daß die Sprache Gewohnheit auf das Individuum, Sitte auf die Gesamtheit, das Volk bezieht, und daß sie Gebote immer als soziale Gebote versteht]. In bezug auf den Plural „die Sitten", meint Jhering ferner, werde diese strenge Unterscheidung nicht beachtet, unter den Sitten der Völker, von denen die Reisebeschreiber berichten, seien neben den obligatorischen auch viele nicht-obligatorische: „bloße Gebräuche, mit denen es jeder halten kann, wie er Lust hat, d. h. in unserer Sprachweise nicht Anwendungsfälle der Sitte, sondern der Gewohnheit". Jherings Verdienst in dieser Unterscheidung ist hoch zu schätzen, aber er ist doch, wie auch sonst zuweilen, im Irrtum über die Sprache. Auch der Singular „Sitte" wird fortwährend in dem Sinne gebraucht, eine bloß tatsächliche Übung anzuzeigen, bei der kein Gedanke an etwas Obligatorisches vorhanden ist, z. B. sagen wir, es sei in England Sitte, mittels Cheques zu bezahlen, oder „Es war im Mittelalter vielfach Sitte, daß

Männer und Frauen gemeinsam badeten", oder „Der Gebrauch der Fahrräder ist allgemein Sitte geworden" — in welchen Fällen niemand sich träumen läßt, irgendwelche Nötigung durch die Sitte behaupten zu wollen. Dagegen ist es sehr gewöhnlich, wenn dies die Meinung ist, zu sagen „die Sitte will . .", „die Sitte befiehlt", und auch Jhering gebraucht diese Ausdrucksweise. So können wir auch in dem mittleren der oben angezogenen Beispiele sagen: „die Sitte erlaubte es, daß die Geschlechter gemeinsam badeten", und wir gewahren sogleich, daß das Wort hier einen ganz anderen Sinn hat, nämlich den Sinn einer Autorität, einer Willensmacht; denn nur wer überhaupt „etwas zu sagen" hat, kann auch erlauben. Wenn aber von Sitten im obligatorischen Sinne als von Tatsachen gesprochen wird, so liegt dieser Sinn offenbar in der Mitte zwischen der bloßen tatsächlichen Übung und der Autorität; es wird von tatsächlichen Normen gesprochen, von geltenden Regeln, von Sitten wie von Gesetzen. Und diesen auffallendsten Sinn hat namentlich Wundt, dem wir ebenfalls eine geistvolle Abhandlung der Sitte verdanken, seiner Lehre zugrunde gelegt. Er meint z. B., auch die „schlechte Sitte" bleibe eine Sitte, so lange ihr überhaupt der Charakter der verbindenden Norm zukomme.

Ich behaupte dagegen: der Soziologe muß die Sitte vorzugsweise als eine höchst wichtige Gestalt des sozialen Willens betrachten und isolieren. Er muß den sozialen Willen überhaupt in Analogie zum individualen Willen erkennen und analysieren. Die gleiche Bedeutung, die der Wille im gewöhnlichen individuellen Sinne für den einzelnen Menschen, hat der soziale Wille für jede Gemeinschaft oder Gesellschaft, ob sie bloß als lose Verhältnisse oder als

Vereine und Verbindungen sich darstellen. Und worin besteht diese Bedeutung? Ich habe darauf hingewiesen bei Erörterung der Gewohnheit und stelle hier den verallgemeinerten Satz auf: Der Wille ist das allgemeine Wollen, das zur Ordnung und Regelung des einzelnen Wollens dient. Jedes allgemeine Wollen kann aufgefaßt werden als ein „Du sollst" aussprechend, und insofern als ein Individuum oder eine Verbindung von Individuen dies „Du sollst" an sich selber richtet, erkennen wir die Autonomie und Freiheit dieses Individuums oder dieser Verbindung. Dazu gehört dann als notwendige Folge, daß das Individuum gegen widerstrebende Neigungen und Meinungen, die Verbindung gegen widerstrebende Individuen, wie immer deren Widerstand sich zeige, ihren Willen durchzusetzen wenigstens versuchen, daß sie nötigend wirken, „einen Druck ausüben", und dies ist wesentlich unabhängig davon, welche Mittel dazu verfügbar sind. Sie reichen (wenigstens im sozialen Sinne) von überredenden Gründen durch Ehre und Schande bis zu eigentlichen Zwang- und Strafmitteln, die sich auch als physische Nötigungen darstellen. „Die Sitte wird zur unbeugsamsten überwältigenden Macht" (Schmoller).

Wenn wir mithin der Sitte selbst ein Wollen zuschreiben, sie also personifizierend, so ist das keine strenge Ausdrucksweise. Es müssen immer Menschen hinzugedacht werden, die das wollen, was die Sitte will. Wer sind diese Menschen? Darauf antwortet der Sprachgebrauch, wenn er die Sitte als Volkssitte bezeichnet, das „Volk" also als Subjekt der Sitte hinstellt. Wer ist das Volk? Das Volk ist ein geheimnisvolles Wesen, nicht leicht zu begreifen. Fast leichter zu fühlen als zu denken, denn wir werden ihm nicht gerecht, wenn wir das Wort aus den „Deutschen Wörter-

büchern" erklären als „Gesamtheit eines Haufens Menschen; die Gesamtheit der sogenannten geringen Leute; die Gesamtheit der Menschen Einer Sprache". Dem Worte Volk muß noch ein anderer und besonderer Sinn gegeben werden; ich wage ihn dahin auszudrücken, daß er nicht nur die Lebendigen, sondern auch die Toten und die Nachkommen bedeutet, und zwar gerade die Verbindung und Einheit dieser drei Schichten, eine Gemeinschaft, worin die Toten bei weitem das Übergewicht der Zahl über die Lebenden haben, denn sie sind in unbegrenzt vielen Generationen enthalten, und niemand kann sich vermessen, die Individuen statistisch zu erfassen, die in diesem Sinne zu einem Volke gehören, weil sie dazu gehört haben; denn was gewesen ist, wird immer eher als das Zukünftige zum Seienden gerechnet. Wir glauben in ein Unendliches, Unbegrenztes zu schauen, und ein Hauch der Erhabenheit weht uns daraus entgegen. Nur aus diesem Sinne wird es verständlich, warum wir zu wissen glauben, was es ist, und doch es kaum erläutern können, wenn wir von Volkssagen, Volksmärchen, Volksglauben sprechen. Und aus demselben Sinne sind auch in neuerer Zeit die Wörter Volksgeist und Volksseele entsprungen, zu diesen aber gehört auch Volkssitte, wie sie hier verstanden werden soll, gleichwie sonst der Wille zur Seele und zum Geiste gehört. Wenn wir von „Landessitte" reden, so denken wir schon mehr an das, was tatsächlich geübt, gepflogen, getan wird, als an den Willen, der dahinter und dem zugrunde liegt. So sagt man auch — wie es im „Faust" heißt —: das ist des Landes nicht der Brauch. Denn von Bräuchen und besonders Gebräuchen reden wir fast ausschließlich, wenn wir an die bloßen Tatsachen denken; der Gebrauch im Singular kann gar nicht im Sinne

eines gesetzgebenden Willens gesetzt werden, eher schon der Brauch, wie die deutschen Studenten ehemals anstatt des später üblich gewordenen Fremdworts „Comment", „der Brauch" sagten und ihm sogar die schriftliche Gestalt eines Gesetzbuches gaben.

Von der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten sind alle historischen Bücher und Reisebeschreibungen erfüllt. Eine philosophische Untersuchung muß dieser Buntheit und diesem Wirrsal gegenüber die Frage aufwerfen: wo liegt die Einheit der Sitte, das Gemeinsame und Wesentliche, das in all diesen Verschiedenheiten enthalten sein mag? Und daraus geht das Problem hervor, ob sich aus der Form der Sitte, als einer Gestalt des Volkswillens, ihr wesentlicher Inhalt entwickeln lasse, denn Form und Inhalt zusammen machen das Wesen einer Sache, die wir als Gegenstand eines Begriffes denken, aus. Auf die Lösung dieses Problems soll der folgende Versuch vorzüglich gerichtet sein.

IHRER Form gemäß bezieht sich die Sitte als Volkswille wesentlich auf sich selber. Jeder Wille ist auf Selbsterhaltung gerichtet, der Wille des Volkes auf das Leben des Volkes, also auf das Wohl des Volkes — schon das Wort Wohl erinnert an das Wollen — bezüglich. Er ist aber ferner (wie gesagt) ein allgemeines Wollen im Unterschiede und Gegensatze zum einzelnen, das er ordnen und regeln, festsetzen will; seiner Idee nach ist er auch ein notwendiges und vernünftiges, im Unterschiede und Gegensatze zum zu-

fälligen, durch Affekt, Leidenschaft, Stimmungen und Einfälle bestimmten Wollen. Für den Willen, der diesem Begriffe entspricht, habe ich den Terminus (Kunstausdruck) „Wesenwillen" erfunden und halte ihn fest, obschon er bisher fast keine Aufnahme gefunden hat. Vernunft und Wille sind darin eins — Gewohnheit ist ein Ausdruck des individuellen, Sitte des sozialen Wesenwillens. Wie Gewohnheit im Einzelleben eine maßgebende Rolle spielt, wie der Mensch Gewohnheit „seine Amme" nennt und oft als Tyrannen anklagt, so wissen wir, daß Sitte im Volks- und Völkerleben eine überschwängliche Gewalt besitzt, daß sie, auch wo das Gesetz und die dahinter stehende Staatsgewalt mit ihr konkurriert, oft sich als dieser überlegen an Stärke erweist, und daß sie überall älter ist und heiliger gehalten wird als diese. Wir können also die Sitte nach Art eines gesetzgeberischen Willens auffassen, aber wir wissen, daß sie nicht wie dieser gebildet wird durch einen Beschluß — sei es eines einzelnen Herrschers oder einer Versammlung —, sondern entsteht durch die Übung, aus der Praxis, daß sie sich gründet auf das „Herkommen", auf die „Überlieferung". Eben dadurch weist sie zurück in die Vergangenheit: die Tatsache, daß die Väter es so gehalten und geübt haben, wird regelmäßig als der entscheidende Grund dafür angegeben, daß wir es auch so halten und üben sollen oder müssen. In diesem Sinne verbanden die Römer die Worte *„mores majorum"* — die Sitten der Vorfahren — und in einem deutschen Liede heißt es „Seid der Väter heiligem ‚Brauche' treu". Nicht, daß die Vorfahren es gewollt oder geboten haben, sondern daß es geboten sei, weil sie es getan haben, ist der erste Gedanke. Er beruht in dem allgemeinen Urteil: „wir müssen und

wollen ebenso handeln, wie unsere Vorfahren gehandelt haben, nach ihrem Beispiele und Vorbilde müssen und wollen wir uns richten." Damit kann sich und wird sich sehr leicht der Gedanke verbinden: „denn das ist uns nützlich und heilsam"; „denn die Alten wußten, wie es richtig sei, ihre Weisheit ist der unseren überlegen" und „wie sie getan haben, so ist es bewährt oder erprobt, eben als das Altherkömmliche, als die Weise, die sich in der Überlieferung erhalten hat".

Also verstanden, ist die Unterwerfung unter die Sitte und die Pflege der Sitte nur ein besonderer Fall des Gehorsams und der Nachahmung, womit die Jungen und Jünger nach ihren Eltern und Meistern sich richten, von ihnen lernen. Und dies ist ja eins der allgemeinsten Gesetze des sozialen Lebens, es ist eben das Wesen der Überlieferung: im Leben und in allen Künsten. Fragen wir nach dem Ursprung einer Sitte, so werden wir in die unabsehbare Reihe der vergangenen Generationen zurückverwiesen. „Es ist eine uralte Sitte", „es ist von jeher so gewesen", „seit Menschengedenken" . . . Eben darum scheint es natürlich und notwendig zu sein, so gut wie das, was man natürlichen Trieben gemäß tut, und wie die Sprache, die ein Volk als die seine kennt und gebraucht. Aber nicht immer bleibt man dabei stehen. Zuweilen wird ein „Gesetzgeber" aus grauer Vorzeit als Urheber der Sitte angegeben, als der Mann, der ihren Gebrauch zuerst eingeführt und ihn geboten habe. Dieser Gesetzgeber muß dann wohl ein heiliger Mann gewesen sein, ein göttlicher, wenn er diese Weisheit besaß, und wenn die Vorfahren ihm gehorchten. Vielleicht war er selber ein Gott oder der Sohn eines Gottes, jedenfalls eine übermenschliche Gestalt, umflossen vom wallenden

Gewande der Sage. Aber die allgemeine Regel wird durch diese besondere Anknüpfung nicht verändert, daß die Praxis der Vorfahren als wesentlicher Grund der Pflicht gilt, an die sich die Lebenden gebunden halten, und daß also die Pflege der Sitte in der Ehrfurcht beruht, womit die Lebenden die Toten verehren. Diese Ehrfurcht ist wieder ein besonderer Fall der Ehrfurcht, die Kinder den Eltern, Junge den Alten zollen, und wie gedacht zu werden pflegt, schuldig sind. Sie beruht an und für sich nicht in der Sitte, sondern wirklich in der Natur, im „natürlichen Rechte", d. h. in einem stillschweigenden Einverständnis über das, was sein muß, einem Einverständnis, das aus den tatsächlich gegebenen Verhältnissen als eine Folgerung und Forderung sich ergibt: es ist „selbstverständlich" und also notwendig. Das Wort Ehrfurcht ist zusammengesetzt aus Ehre und Furcht. Es ist natürlich, daß der Schwache den Starken, das Kind den Erwachsenen „ehrt"; ehren ist bewundern, als groß und mächtig anschauen, und zugleich (wenigstens als „verehren") für „gut", d. h. in irgendeiner Weise einem selber geneigt und wohlwollend halten, zu ihm bittend oder dankbar emporschauen. Es ist ebenso natürlich, daß der Schwache den Starken, das Kind die Eltern fürchtet; und die Ehrfurcht beruht eben darin, daß der Gefürchtete nicht wie ein Feind, als Urheber von Schaden, geflohen und verabscheut, sondern als Freund geachtet und geehrt werde; als Helfer und Tröster, als fördersamer Meister und Herr. Oder aber die Ehrfurcht ist wesentlich jene unbestimmte „heilige" Scheu, die eine wunderbare Kraft einflößt, der Geist, der etwa noch aus einem greisen Antlitz spricht und in geheimnisvoll feierlicher Art sich kundgibt.

Die Ehrfurcht vor dem Alter zu hegen und kundzu-

geben, gehört zu den wesentlichen Geboten der Sitte, da wo sie stark, tief und mächtig wirkt, denn es ist in ihrem Kerne enthalten. Vorbildlich sind die Spartaner, die man das Volk der Sitte *par excellence* nennen kann. Und bei allen alten Kulturvölkern, wie noch heute bei den Chinesen, genießen die Eltern besonderer Fürsorge, ja Heiligung durch die Sitte. Das „Ehre Vater und Mutter" des mosaischen Gesetzes stand mindestens in ebenso hoher Geltung bei Griechen und Römern. Wenn aber Ehrung und Pflege der Mutter am meisten als ursprünglich und natürlich erschien, so ist die des Vaters um so mehr durch Sitte geboten; und noch unabhängiger von natürlichen Gefühlen ist es, wenn die Sitte will, daß Greise, als solche, Zeichen von Ehrfurcht empfangen, daß sie gespeist und gepflegt werden sollen, daß man ihren Rat und ihre Warnung zu Herzen nehme. In starkem Kontrast dazu scheint der Brauch mancher Naturvölker zu stehen, daß sie ihre Alten aussetzen oder töten, ja die eigenen Eltern lebendig begraben. Und doch kann auch dies durch Liebe und Mitleid eingegeben sein, in Zuständen herber Not und eines schweifenden Lebens wie eine Gunst und Gnade wirken; ja es wird erzählt, daß nicht selten die Greise es als ihr Recht verlangen und dafür dankbar sind; vielleicht ist die Sitte der Inder, daß die Greise „in den Wald gehen", um ein beschauliches und Eremitenleben zu führen, ein Rest und Abkömmling jener uralten Barbarei. Fast abstoßender wirken aus christlichem Zeitalter die Züge bäuerlicher Roheit, wo die Sitte es zu gestatten scheint, daß das junge Ehepaar die „Auszügler" mißhandelt und hungern läßt; solche Greuel sind von den Heiden der Antike wohl kaum überliefert. Solon soll gesagt haben: er bestimme keine Strafe für den Vatermord,

weil er ein solches Verbrechen nicht für denkbar halte; und Aristophanes läßt einen Vatermörder ins Reich der Vögel gehen, weil er meinte, dort gelte die Sitte den Vater zu beißen und zu würgen; die Vögel antworten ihm aber, bei ihnen sei das unerhört, sie hielten es gerade für Sitte der Menschen und stellen die Störche als Muster hin, die für ihre Eltern sorgen, wie sie als Junge von ihnen ernährt wurden. — Wert und Bedeutung der Sitte besteht oft darin, daß sie eine frühere natürlichere, weil rohere Praxis ablöst und ihr wehrt, daher im Volksbewußtsein mit der Idee und dem Stolze sich verknüpft, vor den Barbaren, bei denen die schlechtere Sitte geübt wird, als edel und „gesittet" sich auszuzeichnen.

Ganz von selbst geht Ehrfurcht über auf die unsichtbaren Geister, die Geister der Abgeschiedenen, die als fortlebend, fortwirkend vorgestellt werden, denen man Speise und Trank, wie sie lebend genossen haben, abzugeben schuldig ist, die nicht zur Ruhe kommen können, und daher gefährlich sind, zu schaden geneigt, wenn sie nicht ihre feste, gepflegte Ruhestatt haben, sondern „umgehen"; sie zu beruhigen, zu versöhnen und zu erfreuen gebietet die Sitte — auch wenn sie schließlich, als Geister, mit dem Dufte von Blumen sich begnügen müssen. Aus dem Kultus der Toten, der Mütter und Väter zumal, wird der Ahnenkult, aus dem Ahnenkult der Dienst der Heroen und Götter — sie sind die Ahnherren der Fürsten oder des ganzen Stammes; oder endlich der höchste Gott sogar Vater aller Menschen und Götter zumal, und „Schöpfer" Himmels und der Erden. Der Totenkult ist daher eine Sitte von ganz besonderer Bedeutung — die Sitte der Sitten mag man ihn nennen, und die Sitte, die zugleich Wurzel der Religion, als einer Sitte,

die sich über die Sitte erhebt, sich mit ihr verbindet und sie heiligt. Freilich ist Religion nicht in jeder Beziehung Sitte; teils gilt auch sie als natürlich, von selbst verständlich, wie das *„obsequium“*, der Gehorsam, den Kinder den Eltern schulden: weil die Götter sind, so müssen sie verehrt werden (als „unsere“); teils wird die besondere Verehrung auf ihre eigenen Taten und Leistungen, auf besondere Mitteilungen und „Offenbarungen“ zurückgeführt; also auch auf den eigenen Willen der Götter; wie ja auch die Toten das Opfer als ihr Recht in Anspruch nehmen. Ja, nach altarischer Anschauung, die noch heute bei den Indern sich findet und den Griechen vertraut war, ist der Hauptzweck der Ehe, einen rechten Erben zu erzielen, der dem Vater die Totenopfer in gültiger, d. h. durch die Sitte geheiligter Weise vollbringen könne. Denn nicht sowohl das Daß des Kultus wird durch Sitte bestimmt, als vielmehr das Wie, die Art und Weise, die Form, der Ritus und die Zeremonie. Was man leistet, soll man richtig leisten, denn nur so wird es die richtige Wirkung haben; wie aber ist es richtig? so wie es immer geschehen ist, wie man es gelernt hat; und wie hat man es gelernt? jedenfalls so, daß die natürlichen Gefühle stark und deutlich dadurch ausgedrückt werden, die Gefühle der Ergebenheit und Unterwürfigkeit, der Demut und Bescheidenheit, worin immer Ehrfurcht sich ausprägt; dazu die der Traurigkeit und des Kummers über den Verlust des Toten, daran sich anknüpfend die Bewunderung seiner Tugenden und seiner Macht, die Dankbarkeit für seine Heldentaten und Wohltaten — Gefühle, die sich in Lobgesängen und Dankhymnen aussprechen. Wie aber diese Gefühle ausgedrückt werden, das mag ursprünglich von unzähligen, relativ zufälligen Ursachen abhängig ge-

wesen sein, besonders aber auf verschiedenen Naturanlagen der Stämme und Völker beruhen, auf verschiedener Sinnlichkeit und verschiedenem Geschmack. Nachahmung von Nachbarn und Fremden hat daran Anteil, die ganze Mannigfaltigkeit des Aberglaubens an Zauberwirkungen wirkt dazu mit — aber alle diese Ursachen sind teils nie bewußt gewesen, teils geraten sie in Vergessenheit; überall aber tritt die Erscheinung hervor, daß jede Volks- oder Kultgemeinschaft gerade ihre Weise für richtig hält, gerade ihren Ritus mit peinlicher Gewissenhaftigkeit pflegt, woran dann sogleich der Glaube sich hängt, daß Fehler und Versehen üble Folgen haben, daß genau alles nach der Väter Weise, als der allein „richtigen", vollbracht werden müsse, um wirksam zu sein. Eben darin besteht dann die besondere Sitte, die Volkssitte, das System der Bräuche, wie sie hierzulande geübt werden, aber auch die besondere Art, wie besondere Gottheiten und Heiligtümer verehrt werden, die dann als eine eigene priesterliche Kunst gelehrt und vererbt wird. In allen Riten sind aber die gemeinsamen Elemente: Gebet und Opfer — Gebet, auf der Idee beruhend, daß die Ahnen oder Götter mächtig sind, und wenn die Menschen nach ihrem Willen sich richten, gnädig und hilfreich; darum gehört zum Gebet die Danksagung, Lob und Preis. Opfer, ebenso durch die Idee bestimmt, daß sie Bedürfnisse haben, und von den Gaben, die ihnen dargebracht werden, leben müssen, oder wenigstens durch solche Geschenke begütigt, versöhnt, erfreut werden wollen, wie sonst ein gestrenger Herr und Patriarch, der auch geringe und wertlose Gaben als Zeichen willfähriger Gesinnung gern empfängt. Daß in beiden Beziehungen die Götter immer nach dem Bilde von Menschen, und zwar von Herrschern

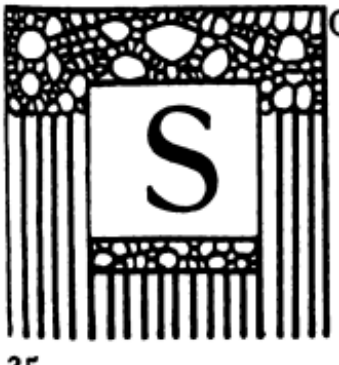
und Königen unter den Menschen, geschaffen worden sind, ist so unverkennbar, daß nur der Kinderglaube an ihr wirkliches Dasein, von dem die Herrschaft unter den Menschen sich erst herleite, diese einfache Erkenntnis hat verdunkeln und umkehren können. Ebenso kann ein unbefangener Blick nicht umhin zu gewahren, daß die verstorbenen, mehr oder weniger kanonisierten und vergötterten Menschen das Mittel- und Bindeglied zwischen menschlichen und göttlichen Herren darstellen, und daß der Totenkult den Übergang bildet von der Verehrung, die man Häuptlingen und Fürsten widmet, zum Dienste von Gottheiten, die als Könige der Könige vorgestellt werden.

Nun knüpft sich allgemein an die Ideen der Verehrung und des Kultus die Idee des Festes. Das Fest versammelt die Auseinandergegangenen, Getrenntwohnenden; sie fühlen sich geeint in der Festerhebung, Zwiste schweigen, Gemeinschaft kommt zu ihrem Rechte. Das Fest bringt also ursprüngliche Zusammengehörigkeit in Erinnerung und zu erneuter Geltung. Die Versammlung der Sippe hat als solche etwas Festliches, wie noch heute sog. „Familientage", Geschlechts- und Volksgenossen, endlich die Gläubigen als solche, wissen sich verbunden durch die gemeinsame Übung und Pflicht, die Verehrung des Ahnen, des Gottes oder Heiligen; ebenso Berufsgenossen und andere Freunde. Wie noch heute Menschen zu Ehren Feste gefeiert werden, so galten zu allen Zeiten die Feste den Göttern. Und Sitte macht bestimmte Tage fest, zu Festen. Wenn wir aber uns gewöhnt haben, bei der Vorstellung von Festen sogleich an Freude und Jubel zu denken, so steht in einem gewissen Gegensatze dazu der Ernst, die Feierlichkeit, womit es geboten ist, den Göttern zu nahen. Denn wenn wir beim

Worte Fest an Heiteres denken, bei den Wörtern Feier und Feierlichkeit denken wir doch an Ernst und Würde. In dieser Hinsicht bleibt der priesterliche Stil immer dem Betragen der Trauernden und Leidtragenden verwandt, wie denn auch die Traurigkeit und Klage über einen gestorbenen Gott oder Halbgott keine geringe Rolle in den bedeutendsten Religionen spielt; dazu dann die Betrübnis über eigene Fehler und Mängel, Sünden und Schulden, deren man sich gegen die vielfordernden eifersüchtigen Götter immer bewußt ist. Aber nur aus der Herkunft der Gottesdienste vom menschlichen Totenkult dürfte es sich erklären lassen, daß so allgemein, wenn auch nicht ausschließlich, die religiöse Weise die eines „getragenen" schweren Rhythmus ist, wie ihn der Spondeus der griechischen Verskunst, der von den Grabspenden seinen Namen hat, so sinnlich ausprägte. Dazu gehört auch der feierliche Schritt des Chores

Der, streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund;

denn auch das Theater war ja eine Kulthandlung. Ernst und Würde bezeichnen die alte Sitte, wie sie dem Greisenalter überhaupt eigen sein sollen.



SO ist denn auch der Zusammenhang von Sitte und Religion in der ganzen Kulturentwicklung von unermeßlicher Bedeutung. Die Beobachtung der Regeln, die von der Sitte als Gottesdienst vorgeschrieben werden, wird zur heiligsten und peinlichsten Pflicht, weil immer die Vor-

stellung und Furcht damit verbunden ist, daß ein Verstoß den Unwillen der Gottheit und daher den schwersten Schaden für den Übertreter und für seine Nachkommen zur Folge habe. Sind schon die Strafen schrecklich, mit denen die Unsterblichen das zeitliche Leben bedrohen, viel schrecklicher doch sind die Phantasiegebilde, die aus der Ewigkeit den Gläubigen entgegenstarren. In diesen Ideen beruht die ursprüngliche Einheit des Sittengesetzes, wie es die Überlieferung in der indischen *dharma,* der griechischen *Θεμις*, dem römischen *fas* uns darbietet. Hierin ist alles heilig, was zugleich durch die Sitte und durch die Religion, durch die Religion in der Sitte, durch die Sitte in der Religion, geund verboten ist. Die religiöse Sitte wird eben dadurch die zäheste, dauerhafteste, daß die Heiligkeit des Herkommens ihre Stütze findet in der Heiligkeit des Gegenstandes, worauf es sich bezieht, und so durchrinnt und tränkt sie gleichsam, auf allen uns bisher bekannten Stufen der Kultur, das ganze öffentliche und Privatleben der Völker. Die Voraussetzung dafür ist freilich, daß die Religion selber den von den Vorfahren ererbten und überkommenen Glauben enthalte, den Glauben unserer Väter, daß sie also ein Stück der Sitte sei, wie W. H. Riehl richtig sagt, daß beim echten deutschen Bauer die Sitte noch jetzt ihr Übergewicht so behaupte („Auch die Religion ist bei ihm nicht Dogma, sondern Sitte"). Wie aber nun, wenn gegen die Sitte, gegen den einheimischen, vertraut gewohnten, mit allem, was heilig gehalten wird und notwendig scheint, eng verbundenen Götterdienst eine neue, fremde Religion sich ansiedelt und, wie es so oft geschehen, mit Feuer und Schwert des Eroberers ausgebreitet wird? Ein Vorgang von furchtbarer Schwere für ein Volksleben und eine Volksseele. „Verbrenne, was du

angebetet hast, bete an, was du verbrannt hast" wird nun die Losung. „Keimt ein Glaube neu, Wird oft Lieb' und Treu' Wie ein böses Unkraut ausgerauft". Der alte Glaube wird zum Aberglauben und Irrglauben degradiert, die alten Götter zu Scheingöttern, zu Göttern zweiten Ranges, oder — was wohl am häufigsten geschieht — zu bösen Geistern: Dämonen und Teufeln. Regelmäßig ist es eine neue und höhere Kultur, die mit den neuen Religionen und in ihrer Gestalt eindringt, eine Kultur des Ackers gegen die wildere Lebensart des Nomadentums, oder städtische Technik gegen die unstäte Roheit und Dürftigkeit eines verkehrslosen Jagdlebens und ungeregelten Feldbaus. Große Meliorationen und Neuerungen, als Ent- und Bewässerungssysteme, Brückenbauten, tektonische Künste, haben oft die materielle Grundlage für neue göttliche wie menschliche Autoritäten hergegeben. Eine große Erleichterung erfahren diese Prozesse, wenn und sofern sie zusammentreffen mit einer Entwicklung, die schon innerhalb des Volkes Platz gegriffen hat und wenigstens von seinen führenden Geistern begünstigt wird. Der Kampf gegen alte Sitten und alten Glauben geschieht dann im Namen einer edleren „Sitte", die von dem neuen Glauben getragen und eingeführt wird; ihr Name aber bedeutet hier offenbar etwas anderes als was sonst wesentlich für die Sitte ist (die zweite Bedeutung anstatt der dritten). Überhaupt müssen wir, um solche große Veränderungen zu begreifen, uns immer des Einflusses erinnern, den Häuptlinge und Priester, unterstützt durch Sitte und Volksglauben selber, auf beide auszuüben vermögen: es geschieht zwar überwiegend im Sinne der Erhaltung, aber auch von Zeit zu Zeit im Sinne der Veränderung, zumal wenn solche ihren persönlichen Interessen entgegenkommt. Was

direkter Zwang des Herrschers, zumal des fremden Herrschers und Eroberers, schwerlich erreicht, vermag die Überredung und vor allem das Beispiel. Der Glaube ist selten so fest wie die Sitte, er kann eher verdrängt werden, wenn gepredigt wird, daß er falsch, und besonders, daß er schädlich sei, daß der neue Gott größere Wunder leiste als die alten, oder daß nur böse Wirkungen von diesen, alle guten aber von jenen kommen. Denn die Anhänglichkeit an Sitte und Überlieferung hat doch immer sich auseinanderzusetzen, und, so leicht ihr das im allgemeinen wird, jezuweilen doch auch zu kämpfen mit dem Bedürfnis, den Wünschen und Erfahrungen, mit den danach gebildeten Meinungen über das, was gut, nützlich, heilsam und förderlich, oder das Gegenteil von alledem ist. Durch die Ansichten über das, was heilsam ist, werden immer auch die Ansichten über das Gute und Böse im sittlichen Sinne mitbestimmt; und wenn auch nicht die reinste, so ist doch die wirksamste Beglaubigung für eine neue sittliche Praxis, wie für eine neue Lehre, daß angenommen wird, sie werden gute Früchte bringen, wenn nicht in diesem, so desto gewisser in einem zukünftigen, im „anderen" Leben. Und doch erhält sich die Sitte oft und erweist sich als überlegen auch dem im Herzen gehegten Glauben. Durch viele Jahrhunderte geht das Ringen zwischen alter Sitte und neuer Sittlichkeit, wie zwischen altem Aberglauben und neuem Kirchenglauben. Der Fluch des Hexenwahnes und der Hexenprozesse, der in europäischen Landen bis vor wenigen Generationen gedauert hat, ist eine Folge dieser Kämpfe gewesen. Man wähnte, daß die Hexen und die Meister der schwarzen Magie in aller Form den Christenglauben abgeschworen und sich dem Teufelsdienste gewidmet hatten, während in Wirklichkeit Reste alter heidnischer

Kulte überlebten, die für bestimmte und bedeutende Zwecke immer noch als echter und wirksamer galten:

„Eurer Priester summende Gebete
Und ihr Segen haben kein Gewicht"

sagt die Braut von Korinth.

Wahrscheinlich geht alle Zauberei — die geheime nämlich, die der öffentliche Religionszauber vervehmt und verfolgt — auf solche ältere überwundene, aber selten ganz vertilgbare Formen des Götterdienstes zurück, und es lassen sich zuweilen mehr als zwei solcher übereinander liegender Schichten von Glaubensvorstellungen und Gebräuchen entdecken, worin die Sitte, wie ein ausgestorbenes Tier in den Abdrücken der Steine, sich erhält.

Wenn die Sitte allem, was alt ist, einen Vorzug gibt, und wenn dies ganz besonders den alten Menschen, den Eltern, Voreltern und Ahnen zugute kommen muß; wenn die Verehrung der Gottheiten selbst aus dem Ahnenkult hauptsächlich sich entwickelt hat; so müssen Sitte und Religion zusammen denjenigen Menschen einen auserlesenen hervorragenden Rang und einen ungemessenen Einfluß gewähren, die durch Beruf, und vollends wenn sie sogar durch einen erblichen „Stand" eine göttliche oder doch den Göttern ähnliche Würde zu besitzen scheinen. Ein solcher Stand ist der Stand der anerkannten Zauberer und Medizinmänner, der Priesterstand, der in diesem Sinne sich unendlich hoch über das Volk zu erheben vermag. Er bildet sich höher aus durch die Funktionen des Kultes, ganz besonders durch den richtigen vollkommenen, kunstgerechten Vollzug des Opfers. Wenn für das Haus noch jeder Hausvater die häuslichen Opfer, zumal wenn sie nur seinen eigenen Ahnen,

den Laren und Manen, dargebracht werden, vollziehen kann, so wird doch das Opfer für die Gemeinde, fürs Volk, eine Leistung, die geheimnisvolle Kenntnisse voraussetzt, die nur durch Übung und Lehre, ja wofür die Begabung und Fähigkeit, tiefwurzelndem Glauben gemäß, nur durch das Blut übertragen werden kann. Der Priesterstand, erblich oder nicht erblich, ist ein väterlicher Stand. Die Ehrennamen Vater und Patriarch kehren in vielen Gestalten wieder; Papa heißt der unfehlbare Oberpriester der römischen Kirche; auch der „Abt" stammt von einem Worte, das (im Syrischen) den Vater bedeutet; und aus dem griechischen Worte für den „Älteren" leitet das Wort „Priester" sich her. Auf die alte Christengemeinde ging die Würde der „Ältesten" aus der Synagoge über; und auf diesen seinen priesterlosen Ursprung wollte ja die reformatorische Bewegung das Christentum zurückführen, womit die täuferischen Sekten am radikalsten verfuhren und die Calvinisten wenigstens konsequenter als die Lutheraner vorgegangen sind. Wie die Namen Presbyter und Presbyterium hier erneuert werden, die also gleichsam gegen ihre Abkömmlinge, die in den Namen Priester und Priestertum verkörpert sind, rebellieren, so wiederholt sich Ähnliches oft. Die Priester gehen weit in der Kühnheit ihres Selbstbewußtseins, wenn sie sich selber den Göttern gleich oder ähnlich dünken; und dahin ist nur ein Schritt von der Abbildung oder Stellvertretung oder Statthalterschaft eines Gottes, die etwa dem „heiligen Vater" zugeschrieben wird. Diesen Schritt haben die Inhaber des Stuhles Petri keineswegs gescheut; und nach katholischem Dogma wird jeder geweihte Priester, im Augenblicke, wo er vor dem Altar die Hostie in den Leib Christi verwandelt, mit göttlicher Würde bekleidet; wie ja die Zauberer immer als Göttersöhne

bewundert werden. Mit noch höherem Dünkel hat sich die indische Priesterkaste aufgeblasen. In dem Rechtsbuche Vishnu heißt es:

„Die Götter sind unsichtbare Gottheiten, die Brahmanen sichtbare. Die Brahmanen halten die Welt aufrecht. Durch die Gunst der Brahmanen wohnen die Götter im Himmel." Und — sollte hinzugesetzt werden — durch den Volkswillen der Sitte wohnen die Brahmanen (als solche) auf der Erde.

Das geistliche und weltliche Gemeinwesen — Kirche und Staat — sind ursprünglich Eins; und das geistliche als der ältere Bestandteil, genießt nicht nur, wie sich von selbst versteht, in der Religion, sondern auch in der Sitte die höheren Ehren. Aber ganz wie die geistlichen gehen auch die weltlichen Würden und Vorzüge auf Würden und Vorzüge des Alters zurück; auch wo und insoweit als sie sich unabhängig von den geistlichen entwickeln. Der Adel erinnert auch der Etymologie nach an das Alter der Familie, das — abgesehen von materiellen Grundlagen — die Wurzel des Ansehens und zum Teil auch der politischen Macht ist, die auch durch moderne Verfassungen dem „alten befestigten" Grundbesitz eingeräumt wird. Justus Möser, der — wie ein Weinkenner für einen alten Tropfen — für alles Alte in Sitten und Institutionen ein besonders ausgebildetes Geschmacksorgan besaß, meint einmal, die Achtung, welche man für edle Geburt hege, scheine ebenso in der Empfindung der Menschen zu liegen, wie die Ehrfurcht, welche man dem Alter beweise, die nicht dadurch geschwächt werde, daß viele Alte zuletzt kindisch werden; ihm scheine, daß man die hohe Geburt achten könne, ohne einem einzigen Hoch- und Wohlgeborenen, wenn er es sonst nicht verdiene, eine gleiche Achtung zu bezeugen.

— In der Tat ist die Rolle, die der Adel und die Dynastien, die an seiner Spitze stehen, im öffentlichen Leben von altersher gespielt haben, in einigem Maße der Rolle der Greise in einfachen Verhältnissen, in Familien und Gemeinden, analog. Der Rat der Alten — die Gerusie, der Senat — war oder wurde in der Regel eine Adelskammer. Die Alten sind die Erfahrenen, und Weisheit wird dem Alter zugeschrieben; jedenfalls denkt man, daß sie des Herkommens, der Sitte, kundig sein müssen, und also des Rechtes, des Richtigen, sofern es darin beruht und, nach allgemeiner Übereinstimmung, zur Richtschnur dienen soll. Man hat mit Grund ausgesprochen, die Autorität des Alters müsse größer gewesen sein in Gemeinschaften, die nichts aus schriftlichen Urkunden lernen konnten, die also auch für Tatsachen auf mündliche Überlieferung angewiesen waren. Unter allen Umständen aber ist der Einfluß der Alten eine gewaltige Potenz der Erhaltung und Stabilität; der Unruhe und Neuerungssucht der Jugend halten sie das Gleichgewicht, suchen auch Veraltetes wieder herzustellen. Ähnlich, aber nicht durchaus gleichartig ist es, wenn ganze Stände, wie Adel und Geistlichkeit, sich an das Herkommen anklammern, das ihnen ihre mehr oder minder übermenschliche Autorität verleiht. Sie haben wenn nicht immer, so doch nicht selten etwas Greisenhaftes an sich. So überleben sie noch als Ruinen in den modernen Zivilisationen Europas. So lange beide in ihrer Blüte waren, haben sie einander scharf bekämpft. Die beiden Schwerter auf Erden pflegten mit gekreuzten Klingen gegeneinander auszuliegen. Aber die Autorität der alten Familie, auch der dynastischen — die auch oft mehr auf Gewalt als auf Sitte beruht — ist zu unsicher, wenn sie auf sich selber allein sich verlassen soll;

auch sie bedarf der Salbung und Weihe — des mystischen Siegels. Sie beruft sich auf göttliche Gnade und göttliches Recht, das unmittelbar der Krone zukomme; wie auch die Bischöfe, trotz des Papstes, solches bis in neueste Zeit in Anspruch genommen haben. Und in Wahrheit sind die geistliche und weltliche Autorität, beide in der Sitte geheiligt, im Ursprunge eins, dem Schoße der Superstition entsprungen, den der Volksgeist immer neu befruchtet. Das Patriarchalische und Hauspriesterliche haftet beiden wesentlich an. Der König als Heerführer bedarf der Gunst und Hilfe der Götter, als Richter braucht er die Erleuchtung und Inspiration, um das Wahre und Rechte zu finden. Oft genug beruht sein Ansehen im Glauben, daß er von Göttern abstamme oder sogar selber ein Gott sei. Den Genius des römischen Imperators anzubeten weigerten sich mannhaft die Christen; eben darum galten sie für schlechte Bürger und wurden gehaßt und verachtet, wie immer Ketzer und Andersgläubige, religiöse oder politische, gehaßt und verachtet werden, weil sie zu den allgemein verehrten, Verehrung heischenden Götzen nicht beten; weil sie denken anstatt nachzusprechen. Die geistlichen und weltlichen Herrschaftsfunktionen finden wir überall teils in Vermischung, teils trotz aller Konkurrenz und Eifersucht, nebeneinander und zusammenwirkend. Beide wirken nicht immer im Sinne der Erhaltung, der Sitte, der Überlieferung. Gerade ihr Antagonismus und der Stachel des ökonomischen Bedürfnisses treiben oft sowohl die eine als die andere Macht in die Richtung der Veränderung, der Neuerung, des Fortschritts. Aber jede wird immer beflissen sein, das Neue mit dem Gewande des Alten zu umhüllen, wenn möglich es als die Wiederherstellung eines ehemaligen Alten zu beglaubigen.

Alte und neue Bedürfnisse begegnen einander vorzüglich in der großen Sphäre des Rechtes, des öffentlichen wie des Privatrechts. Ich kann hier nur andeuten, wie machtvoll die Sitte sowohl als die Religion darin wirksam ist. Auf jene weisen schon die Worte Gewohnheitsrecht und Rechtsgewohnheiten hin. Was man im Altertum mit Ehrfurcht das ungeschriebene Gesetz nannte, das ist das Recht, wie es in der Sitte liegt und von ihr gesetzt ist. Es ist aber zugleich in weitestem Umfange das natürliche Recht, dem ursprünglichen Inhalt dieses Begriffes nach. In der Tat muß ja das Natürliche auch das Uralte sein, das in unvordenkliche Zeit Zurückgehende, für die Sitte das Allerheiligste; was immer so gewesen ist, gilt auch der heutigen meist für selbstverständlich. In diesem Sinne bildeten die Inder die Lehre von der *rita* aus, als den Rechtsbegriff, den wir (nach Leist) als gemeinsame Idee der Arier vor ihrer Trennung anschauen dürfen. In dieser Idee, wie sie in den Veden entwickelt ist, wird die Ordnung der Natur mit der Ordnung des menschlichen Lebens in Eins gesetzt. Das Leuchten von Sonne und Mond, der Wechsel von Tag und Nacht, die das Erscheinen der Sonne verkündende Morgenröte und die zwei Lenker der Wolkenpferde, diese unabänderlich, unerschütterlich feststehende Ordnung des Himmels, die ewige Regulierung der Zeiten, wird darin zusammengebracht mit der realen Naturordnung der Erde, und als solche fallen zusammen: die Einrichtung des Laufes der befruchtenden Flüsse, die Nahrung gebende Kuh, die Teilung der Geschlechter bei Göttern, Menschen und Tieren; die Einrichtung der Ehe, der Geschlechter, der hausherrlichen und königlichen Gewalt, der Ansiedlung der Menschen in ihrem Heim, des geschützten

Besitzes, der Krankheiten in ihrer teils natürlichen, teils als göttliche Strafe aufgefaßten Bedeutung; die Verantwortlichkeit des Menschen für seine bösen Handlungen: alles dies ist des Varuna oder des Mithra ewige unerschütterliche Ordnung und diese Ordnung ist das *rita* (lat. *ratum* das Feststehende, daher *ratio* die feststehende, objektiv-reale Naturordnung, so gut wie die daran gebundene, sie erkennende Vernunft). In ähnlichem Sinne, wenn auch mit Beschränkung auf lebende Wesen, bestimmt noch ein später römischer Jurist das natürliche Recht als das „Recht", welches die Natur alle Tiere gelehrt habe, und führt als Beispiele an: die Scheidung der Geschlechter, die Aufzucht von Kindern . . . Die Sitte der Menschen ist hier völlig gebundener Wille, der nur bestätigen und gestalten kann, was auch die Sitte der Tiere als ihre Weise und Übung ist. In jener Zeit war aber schon ein ganz anderer Begriff des Naturrechtes gebildet worden, der die vernünftige, weil zweckmäßige Einrichtung in Gegensatz zu Sitte und Überlieferung setzt. Und mit ähnlichen Gedanken hängt überhaupt die Scheidung des Rechtes von der Sitte zusammen. Selbst das Gewohnheitsrecht wird seinem Wesen nach als etwas anderes, von der Sitte verschiedenes aufgefaßt. Die Sitte will immer in erster Linie, daß etwas geschehe, die Rechtsordnung, auch das Gewohnheitsrecht, daß ein Satz gelte, daß insbesondere der Richter richtend sich danach richte. Recht wird gesprochen, Sitte wird befolgt; Sitte kann daher eher ein ungeschriebenes Gesetz als ein ungeschriebenes Recht genannt werden. Daß das Recht nicht immer aus der Sitte, sondern Sitte zuweilen aus Recht, das auf Vernunftgründen beruht, hervorgeht, hat Hirzel (Abh. der k. sächs. Gesellsch. der Wissensch. Phil. hist. Kl. 20) richtig er-

kannt und betont. Das Naturrecht in seinem ursprünglichen Sinne nahm auch die christliche Theokratie wieder für sich in Anspruch, indem sie das *jus naturale* mit dem *jus divinum* gleichsetzte.

ALS für das Wesen der Sitte charakteristisch habe ich abgeleitet, daß sie dem Alter den Vorzug gibt, und daraus, daß sie Autorität und Herrschaft der Alten will, woher die Herrschaft der geistlichen und der weltlichen Aristokratie sich entwickele; der Zusammenhang von Sitte und Religion, beider mit dem Rechte, wurde hierin bedeutet. Aber die Sitte hat noch eine andere Vorliebe — zur Erklärung mache ich sogleich darauf aufmerksam, daß es ursprünglich „der" Sitte heißt in den germanischen Sprachen — Sitte hat nämlich eine ausgesprochene Vorliebe für die Frauen. Und diese Zuneigung wird erwidert, sie ist ebenso wie zwischen der Sitte und den Alten, gegenseitig. Ist auch dies Verhältnis aus der Form der Sitte und des Herkommens ableitbar? Ich behaupte wirklich, daß dem so ist. Die allgemeine Bedeutung, in der wir das Alte dem Neuen und Jungen entgegenstellen, ist die, daß es vor ihm war *(antiquum)*, daß das Junge eben davon herkommt, davon abstammt, und das Gefühl der Abstammung knüpft sich weit ursprünglicher, sogar für uns noch viel stärker, weil sinnlicher, an die Mutter als an den Vater, und mit der größeren Bürde hat sie die höhere Würde; vom Mutterleibe an rechnen wir unser Leben, und mit der Muttermilch saugen wir die Empfindungsweise unserer Vorfahren ein. Wenn die Israeliten, die ein ausgesprochen patriarchalisches Volk

waren, den Mann als den eigentlichen ursprünglichen Menschen — Adam heißt Mensch — erschaffen werden und die Frau aus seiner Rippe hervorgehen ließen, so entspricht dem, daß es in ihrem Gesetze heißt: „Ehre Vater und Mutter". Nach dem Gefühl und der Denkweise älterer Zeiten und früherer Völker müßte es heißen: „Ehre Mutter und Vater". Eine merkwürdige und bedeutende Entdeckung hat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neues Licht in die Urgeschichte des Menschengeschlechts gebracht: die Entdeckung des „Mutterrechts", als deren Urheber der Baseler Rechtsgelehrte J. J. Bachofen gefeiert werden muß; die Entdeckung nämlich, daß den patriarchalischen Institutionen, die uns bei den historischen Völkern so mächtig entgegentreten, in vielen, und wie man vermuten darf, in allen Fällen matriarchalische vorangegangen sind, wie sie noch heute bei einigen Indianerstämmen, und noch mehr unter den Australnegern vorgefunden werden, wenn auch oft schon in der Auflösung und im Übergange zum Herrenrecht der Männer. Daß bei Völkern, die auf primitiver Stufe der Kultur stehen geblieben sind, die Herrschaft des Mannes oft sehr ausgeprägt sich zeigt, während bei fortgeschrittenen scheinbar erst das Mutterrecht entsteht, wenn der Eidam in die Haushaltung des Schwiegervaters aufgenommen wird — wie Jakob in die des Laban — ist gewiß kein Argument gegen die größere Ursprünglichkeit der mütterlichen Autorität. Bachofen knüpft seine gelehrte Darstellung an eine Stelle des Herodot über die Lykier an, worin es heißt, daß diese eine von allen anderen Menschen abweichende Sitte haben, nämlich sich nach der Mutter anstatt nach den Vätern zu nennen; wenn man jemand nach seiner Herkunft frage, so werde er seine mütterlichen Vorfahren herzählen; auch sei

durch die Mutter bedingt, ob ein Kind für echt gehalten werde, die Ehe einer einheimischen Frau mit einem Sklaven sei in diesem Falle gültig, aber nicht die des einheimischen Mannes mit einem fremden Weibe. Bachofen sucht nun nachzuweisen, daß die griechische Mythologie von Spuren und Überlebseln der Anschauungen erfüllt ist, die in solcher herrschenden Stellung der Frauen und dem höheren Range der Mutter wurzeln. Berühmt geworden ist seine Erklärung der Orestessage. Die Erinyen als Rachegöttinnen, das furchtbare Geschlecht der Nacht, gehören zu den unheimlichen Gottheiten der Tiefe, an die auch Faustens Höllenfahrt zu den „Müttern" gemahnt; mit dem Mutterrecht sind die Kulte der Mutter Erde und ihrer Geister verknüpft; aus dem dunklen Schoß der Erde sind die Geschlechter der Lebenden entsprossen, wie aus dem Schoße der Nacht das Licht hervorgeht; in geheimnisvollem Dunkel wirkt überall die „große Mutter", die Mutter Natur. Die Anbetung der himmlischen Gottheiten verbindet sich mit der Idee des Vatertums, Zeus, der Vater der Götter und Menschen, und sein Lichtsohn Apollon, seine männliche Tochter Pallas Athene, sind die Träger des neuen Prinzips, das zum herrschenden zu werden bestimmt war. Die Erinyen verfolgen den Muttermörder, Apollo tritt ihnen entgegen, Athena, die mutterlose Walküre, schafft ihm Gnade. Sie setzt den Gerichtshof ein, der den Muttermörder richten soll, sie gibt, da die Anhänger des alten und des neuen Rechtes sich die Wage halten, die Entscheidung zu seinen Gunsten (der *calculus Minervae*, der freilich verschieden gedeutet wird), und sie begründet dies in der Tragödie des Äschylos ausdrücklich damit, daß keine Mutter sie geboren habe:

„Vermählung scheuend preis' ich doch des Mannes Wert,
Aus voller Seele, die ich Vaters Tochter bin,
Und gönne jener Frau, fürwahr! kein Ehrenlos,
Die den Gemahl ermordet hat, des Hauses Hort!"

Das heißt: ihr ist die Mutter als solche nicht mehr heilig! Und in bitterer wiederholter Klage an die schwarze Nacht, ihre Mutter, rufen die Rachegeister:

„Weh ihr jungen Götter! die alten Satzungen
Habt ihr niedergeritten, mir aus den Händen entwunden!"

Aber die Frauen behalten ihr Reich in der Sitte, wie in der natürlichen Ordnung.

„Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber.
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib."

So dichtet Schillers betrachtender Geist. Aber ihm verdanken wir auch das Gedicht „Würde der Frauen"

„In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur."

heißt es darin von den Frauen, die den gierig in die Ferne greifenden Jüngling mit zauberisch fesselnden Blicken zurückwinken; und in der Schlußstrophe:

„Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Szepter der Sitte,

Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht.
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht."

„Ehret die Frauen", so hebt das Gedicht an. Und eben dies ist, was die Sitte will, im Gegensatz zur Roheit und Wildheit des Mannes, die das schwache Geschlecht heute liebkost, um es morgen zu mißhandeln. Und diese Ehre soll freilich dem Weibe als solchem, soll auch der Jungfrau zuteil werden, aber die Trägerin des Ehrwürdigen am Weibe ist doch nicht sowohl das Mädchen, das durch den Zauber der Anmut fesseln und gewinnen will, als die mütterliche Frau, die Matrone; sie ist auch die wissende und kluge Frau, die mit sicherem Takte das Richtige trifft, die Ahnungsvolle und Prophetische, heilender Kräuter und zauberischer Sprüche Kundige: so finden wir sie in den Religionen und in den Aberglauben wieder — als Wahrsagerin tritt uns die Erda aus der nordischen Mythologie in Wagners Nibelungenring entgegen, und auf dem delphischen Dreifuß murmelte Pythia, von den Dämpfen, die aus dem Erdboden emporstiegen, begeistert, ihre dunklen Orakelworte. Die Nornen in unserer Sage, die Sibyllen in Rom, die das Kommen des Christentums geweissagt hatten, in diesen und manchen anderen Gestalten schlägt die dichtende Volksseele nieder, was sie an Erfahrungen über die eigentümliche Begabung mancher Frauen, die der Kampf des Lebens ernst gemacht hat, sammelte. Sagt ja auch Tacitus von den Germanen, daß sie an den Frauen etwas Seherisches und Heiliges verehrten. Das war nicht den Germanen eigentümlich, wenn auch ihrer Gemütsart vielleicht sonderlich entsprechend. Auch bei anderen Urvölkern gab es ein Gegengewicht gegen die

Gewalt des Mannes, die das Recht ihm bestätigte, weil er Recht sprach, in Sitte und Religion. Überall finden wir die Frauen in ausgezeichneter Weise am Kultus wie am Zauber beteiligt. Stärker als der Sinn des Mannes ist ihr Gemüt auf das Religiöse gerichtet, die fromme Scheu der Pietät ist dem Weibe mehr gemäß als das stolze Bewußtsein des Vertrauens auf eigene Kräfte, des erobernden Wissens, der erwägenden Kritik. Wunder- und Aberglaube ist der gefühlvollen Einbildungskraft des Weibes natürlicher als Zweifel und Forschung, sympathischer als die klare und nackte Erkenntnis. So ist das Verhältnis zwischen der Frau und der Religion, wie zwischen der Frau und der Sitte, Verhältnis gegenseitiger Bejahung. Die Sitte heischt Ehrfurcht, mindestens heischt sie Achtung, sie gibt der Frau ihre besondere Ehre und verlangt von den Männern Schonung des „zarten leichtverletzlichen Geschlechts", Rücksicht auf seine besonderen, zumal die „gesegneten" Umstände, die „gute Hoffnung", die unter gesunden Verhältnissen auch die Hoffnung des Vaters ist; getreue Sippen und Nachbarn nehmen daran Anteil.

Oft wirkt Sitte so viel mehr zugunsten der Frau, je weniger Rechte ihr gegönnt sind. In England war sie bis vor 100 Jahren fast rechtlos, und doch galt England als „Paradies der Frauen". Vielleicht repräsentiert eben in solchen Differenzen die Sitte Erinnerungen an ältere Zustände, wenn auch nicht eben an ursprüngliche; denn die Sitte ist als gewohnte Regel erst geworden, wenigstens in allem, was dem Faustrecht entgegen ist. Massenhaft begegnen uns rohe Sitten; aber die Sitte hat ihrer überwiegenden Richtung nach einen humanen Charakter.

Die Sitte — oder ist es die Moral, die Sittlichkeit? —

Über das Verhältnis zwischen Sitte und Sittlichkeit ist viel gedacht und geschrieben worden, namentlich hat durch eingehende, geistreiche Untersuchungen R. von Jhering das Gemeinsame und das Unterscheidende beider gleichsam in anatomischen Präparaten darzustellen versucht. Die „Sprache", d. h. unsere deutsche Sprache, deren Sinnen er mit besonderer Vorliebe nachspürt, weise auf den Gegensatz zwischen dem Äußeren und dem Inneren, der Form und dem Inhalt des Handelns hin; Sitte beziehe sie nur auf die Form, die Art, das Benehmen; Sittlichkeit auf den Inhalt, den Wert, den Charakter. Die Moral, meint Jhering in näherer Ausführung, verbiete das an sich Schädliche, die Sitte bloß das Gefährliche, damit das Schädliche nicht daraus hervorgehe; sie sei die Sicherheitspolizei des Sittlichen; sie sei lokalisiert und beschränke sich auf „Stände", d. h. die höheren Stände, sei also exklusiv, weil sie nur da gedeihe, wo sie günstigen Boden finde. Jhering denkt (ich werde darauf zurückkommen) bei der Sitte immer nur an Regeln des äußeren Anstandes, widerspricht aber damit gerade der Sprache, die er sich zur Führerin erkoren. Nicht nach ihren Gegenständen, sondern nach den Gesichtspunkten, unter denen sie betrachtet werden, unterscheiden wir Sitte und Sittlichkeit. Der Unterschied kann in einem kurzen Satze ausgedrückt werden: „Sitte ist Tatsache, Sittlichkeit ist Idee". Darum wird Sitte als die eines Volkes oder Landes gedacht, Sittlichkeit als etwas allgemein Menschliches. Es ist Sitte, aber Sittlichkeit verlangt. Wir sagen zwar auch „Sitte gebietet", aber damit ist die Meinung verbunden, daß es in der Regel wirklich geschehe, ja diese Bedeutung ist die vorwaltende, und Sitte als Wille mußte uns erst daraus erschlossen werden; die Moral dagegen wird gedacht als Forderungen stellend,

strengere oder laxere Ge- und Verbote erlassend, die aber allzuoft nicht erfüllt werden, die ihre Geltung behaupten, auch wenn sie nicht einmal erkannt und anerkannt werden. Den Unterschied von Sitte und Sittlichkeit vergleiche ich mit dem Unterschiede von Geld und Kredit; und ihr Gemeinsames wird zugleich dadurch beleuchtet. Auch Geld enthält ja, wenn es gezahlt wird, eine Forderung in sich, sei es die Forderung, daß Ware gegeben oder daß Quittung geleistet werde. Die Obligation aber ist ihrem Wesen nach Forderung; und so ist die Moral nicht eben selten ein Wechsel, der nicht honoriert wird. Und doch sind auch Geld und Kredit einander so nahe verwandt, daß es nicht wenige Vermittlungen und Übergänge zwischen ihnen gibt; ein guter Wechsel ist wie bar Geld, und unsere Kassenscheine zirkulieren als Geld, obschon sie nichts als Forderungen an eine Bank (die Reichsbank) bedeuten. Ebenso sind Sitte und Sittlichkeit nicht nur Namensvettern, sondern echte Vettern, ja sie verhalten sich zuweilen wie Geschwister zueinander. Und hier sind es eben die Frauen, die wie auch sonst im Leben, die Verwandtschaft begründen und vermitteln. Sittlichkeit ist zu einem guten und sehr wichtigen Teile hauptsächlich der Wille und das Interesse der Frauen, und hat als solcher Eingang in die wirklichen Sitten gefunden; umgekehrt, Erhaltung und Pflege der Sitte in bezug auf die Frauen ist durch die Frauen ein Stück der wenigstens theoretisch anerkannten, oft der religiös geheiligten Sittlichkeit geworden. Als solches wird sie von rohen schlechten Sitten, von Unsitten, als die gute oder als die feine Sitte abgehoben, macht aber auch unter anderen Namen, die mehr an den ideellen Charakter erinnern, als Anstand, Schicklichkeit, als das Geziemende — das *De-*

corum — sich geltend. Am leichtesten leitet immer das, was sein soll, aus dem, was von je gewesen ist, sich her, daher auch aus dem, was sonst vorbildlich geschieht, die Pflicht aus dem, was getan zu werden pflegt; denn es scheint sich von selbst zu verstehen, daß einer das tun muß, was alle tun, was „man" tut, dann auch, was die „Besten", die Angesehensten, die „gute" Gesellschaft tut, was für „vornehm" gehalten wird; und wäre dies immer, oder auch nur vorzugsweise, das im sittlichen Sinne Gute, so wäre es längst besser darum bestellt gewesen als der Fall ist. In einigem Maße aber hat sich dies erfüllt an den äußeren Formen der „Lebensart", die man ehemals mit Recht als „kleine Moral" charakterisierte oder die Lehre davon als Ergänzung der Ethik *(Ethica complementaria,* daher die *compliments).* Die Vorstellung, daß gewisse Handlungsweisen dem, der sich ihrer unterfängt, selbst „nicht anstehen", ihn „verunzieren" *(non decet),* reflektiert auf die Eitelkeit, also auf ein starkes Motiv, und wird ein Schirm und Schild für die Frauen gegen die „Frechheit" des Mannes; darum läßt Goethe die Prinzessin im Tasso sagen:

„Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts,
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte" —,

was durchaus im Sinne alter Sitte und hergebrachter Lebensformen gedacht ist; denn heute würde das Streben nach Freiheit sicherlich einem großen Teile der Frauenwelt, wenigstens der jüngeren zugeschrieben werden müssen, und vielleicht mehr noch als den Männern, wenigstens als den Männern der höheren gesellschaftlichen Schichten.

Mit der Beziehung des weiblichen Geistes zur Sitte hängt es aber ersichtlich zusammen, daß das Wort Sittlichkeit neben seinem allgemeinen Sinn die besondere Bedeutung der geschlechtlichen Sittlichkeit erworben hat. Denn sie hat ihrem Wesen nach eine intime Beziehung zur Schamhaftigkeit, deren Beobachtung in irgendwelchem, wenn auch sehr verschieden normiertem Maße, da wo es menschliche Gesittung gibt, im Verhalten der Geschlechter zueinander durch Sitte geheischt und auch durchgesetzt wird. Trotz der vielen Abweichungen und Eigenheiten kann man als ein gemeinsames uraltes Erbteil des Menschengeschlechts die Sitte bezeichnen, die in dieser Hinsicht die Freiheit einschränkt, indem sie der Wildheit und Verwirrung wehren will. Überall sind die Vorschriften andere, die sie den Männern als die sie den Frauen macht, andere die den Alten als die den Jungen bestimmt sind; teils wollen sie allgemein teils besonders für Männlein und Fräulein, die der Zug des Triebes und des Herzens einander nähert, Schranken errichten, Maß geben, Vernunft anstatt der Leidenschaft walten lassen. Hier wie sonst ist die Sitte, außerdem daß sie im Herkommen wurzelt, Wille der Alten, der Eltern zumal, die ihre Kinder zu hüten, vor Unbesonnenheiten zu bewahren, für ihre Pflicht halten und als ihr eigenes Interesse erkennen. Wo die Sitte streng ist, da will sie nicht nur „sittsames", d. h. schamhaft zurückhaltendes äußeres Betragen, das wiederum ganz besonders den Jungfrauen auferlegt wird, sondern es ist ihr wesentlich um die Keuschheit zu tun, sofern nicht die Ehe, oder wenigstens die Verlobung, dem Manne ein Recht auf das Weib gegeben habe. Indessen empört sie sich bekanntlich viel heftiger gegen die ehebrechende oder voreheliche Unkeuschheit der Frau, als

gegen die des Mannes. Die weibliche Keuschheit und Treue wird von der Sitte in ihre besondere Obhut genommen. Worin beruht dies? Zunächst und am meisten doch wohl in der Gesinnung und dem Willen der Frauen selber, weil sie ihre Blüte und Reinheit als ein kostbares Gut empfinden, das die Jungfrau nur dem geliebten Manne oder ihrem Eheherrn hingeben soll, und, wenn sie den Wert hoch genug schätzt, auch diesem nur um den Preis des dauernden Schutzes, den er ihr und den zu erzielenden Kindern gewähren will; weil sie die Ehe als Hort ihres Lebens erkennen, weil sie das gemeinsame Standesinteresse der Frauen ist, darum ist die weibliche Ehre ihre Standesehre, und die leichtfertig oder gar käuflich sich preisgebende verliert die Achtung der Genossinnen, nicht nur als Törin, sondern wie eine Verräterin. Die Solidarität der Frauen wird in ihren eigenen geschlechtlichen Angelegenheiten ein besonderes Subjekt der Sitte, mit um so mehr Erfolg, da ohnehin die Frauen an Erhaltung und Pflege der Sitte den regsamsten Anteil nehmen. Ihnen kommt nun freilich der Wille der Männer entgegen; nicht nur insofern als auch diese die Sitte um der Sitte willen pflegen, sondern auch, und ganz besonders, weil für sie der Wert der Frau als eines Gutes durch Jungfräulichkeit, und in der Ehe durch Treue erhöht wird. Aber aus sich heraus entwickeln die Männer nicht leicht eine reziproke Sitte: einen so unmittelbaren Wert hat die Keuschheit aus dem einfachen Grunde nicht für sie, weil unter den Menschen, wie unter anderen Mammalien und Wirbeltieren, das Weibchen der umworbene und begehrte Teil ist, so sehr auch dies natürliche Verhältnis durch Kultureinrichtungen verdunkelt wird; sofern aber das Weibchen sich umworben weiß, hat es alle Ursache, mit seiner

Gunst zu kargen, daher diejenigen gerade am meisten, die auch aus anderen Gründen als ihrer persönlichen Reize halber, z. B. um der mitfolgenden Kühe des Vaters willen, begehrt werden. Auch wenn die Maid selber über sich verfügt, so ist sie doch immer die Gebende, der Mann der Nehmende, der Mann macht sich schön, gefällig und artig, er prunkt mit seiner Kraft, um das Weibchen anzuziehen, aber etwas, was der weiblichen Solidarität in bezug auf die Beschaffenheit des Leibes analog wäre, gibt es für die Männerwelt nicht; die anderen Männer haben kein instinktives Interesse daran, daß der Mann keusch in die Ehe gehe, weil ihnen überhaupt die Verehelichung des einzelnen Mannes gleichgültig ist, soweit das Geschlecht dabei mitspricht, während für die Frauen als Frauen die Ehe, also ihr Wert für die Ehe, die Angelegenheit der Angelegenheiten ist.

Die Schamhaftigkeit, die dem Weibe natürlicher ist als dem Manne, weil sie in Furcht und Schüchternheit ihre Wurzeln hat, äußert sich am ursprünglichsten als Verhüllung. Das Bedürfnis, gewisse Körperteile, namentlich die Geschlechtsmerkmale, zu bedecken, ist zwar, wie die Beobachtung unserer Kinder sowohl als die Völkerkunde lehrt, keineswegs ein angeborener Instinkt, aber auf einer gewissen weit zurückliegenden Entwicklungsstufe macht es sich geltend und bleibt unabhängig von anderen Zwecken, denen die Bekleidung dient; wie sie denn durch Hautmalerei und Tätowierung ersetzt wird. Sitte befestigt und ordnet hier, wie so oft, was sonst lose, schwankend, willkürlich war, sie bestimmt gewisse „Trachten", und vor allem zumeist die besondere Tracht des Weibes zur Unterscheidung von der des Mannes, woran fernere Unterscheidungen, als des ledigen

Weibes vom verheirateten und der Witwe, des Jünglings vom Manne, des Herrn vom Knechte, sich anschließen. Die Kleidung wird zum Zeichen, wie des Geschlechtes, so des Zivilstandes, des Amtes, der Würde. Daher die große Wichtigkeit der Einkleidung — der Investitur — in Sitte und Religion. Zur „Tracht" gehören auch andere Arten, als durch Kleider, Körperteile zu verhüllen oder hervorzuheben und zu schmücken, wie auch Gegenstände des Schmuckes und des Gebrauches — für die Sitte wird alles bedeutsam als Zeichen, als Symbol, und auch hierin schließt Religion sich ihr an. Sie wollen unterscheiden und auszeichnen durch sinnlich wahrnehmbare Merkmale, wollen, daß sich jedermann danach richte, was seinem Auge und Ohr und seinem Gedächtnis deutlich eingeprägt wird. Und beide sind hier wie überall, für die Völker früher Kulturstufen zumal, die natürlichen, bequemen, mit Liebe und Verehrung umgebenen, durch Vorstellungen geheiligten Gesetzgeber. So innig ist gerade die Verbindung von Sitte und Tracht geworden, daß bekanntlich das „Kostüm" seinen Namen von der Gewohnheit hat, die auch die Volkssitte im allgemeinen bezeichnet. Ein gewisses Maß von Freiheit bleibt immer innerhalb der Sitte, und hier begegnen sich oft, und widerstreiten einander, der dem Weibe so natürliche Wunsch zu gefallen, anzuziehen, zu bezaubern, und das ihm anerzogene, durch die Sitte sanktionierte Schamgefühl. Aus beiden nährt sich die Lust des Weibes an Zier und Putz, ihr ästhetischer Sinn, der mit dem sittlichen so tief verwandt ist und wohl eben daher so oft feindlich sich mit ihm kreuzt; jener will das Schmucke, das Glänzende, dieser aber das Anständige, „Wohlständige" (wie noch vor 200 Jahren die deutsche Sprache zu sagen liebte). In jenem ergeht

sich die Freiheit, in diesem betätigt sich der Gehorsam gegen die Sitte. Und wenn ich den Totenkult die Sitte der Sitten genannt habe, so bewährt sich dessen hohe Geltung auch darin, daß gerade er das Bedürfnis des Putzes verstummen oder doch nur ganz leise mitsprechen läßt. Der Schönheitssinn will das Heile und Reine, das Helle und Lichte, die mannigfache Farbe, er wünscht Freude auszudrücken, Freude zu erregen. Aber die Sitte gebietet dunkle oder einförmig weiße Gewänder als Zeichen der Traurigkeit, oder verlangt sogar, daß man die Kleider zerreißen und das Haupt in Sack und Asche hüllen soll. Sie will dem Ausdruck der Gefühle seinen Stil verleihen: Schmutz und Zerstörung scheinen dem Kummer angemessen zu sein, denn teils ist er dem Zorn und Unwillen verwandt, teils hat er „keine Zeit", Aufmerksamkeit und Sorge in die gewöhnlichen Richtungen zu lenken.

WENN Sitte als sozialer Wille auf Leben und Wohl einer Volksgemeinschaft sich bezieht, so muß ihr die Fortpflanzung von besonders hoher Bedeutung sein; wenn sie sonst in die Vergangenheit und auf das Alter ihre Blicke gerichtet hält — hier schaut sie in die Jugend und die Zukunft hinein. Ist doch das Freien und die Paarung immer neu, und doch das älteste Herkommen. Und die Frau ist als Gebärende und Nährende an die Natur, eben darum auch an die Sitte gebunden, die zum guten Teile nur das Natürliche zum Gesetze macht; freilich nur zum Teile, denn sie macht sich auch von der Natur los und schreibt oft genug, zumeist unter dem Einflusse abergläubischer Vorstellungen,

Unnatürliches, ja Widernatürliches vor; wie sie andrerseits Natürliches verändert, indem sie es veredeln will. Das Wochenbett der Frau ist von der Natur zwar nicht schlechthin geboten, aber doch angeregt und angeraten; Sitte gibt ihm seine Formen und Grenzen: das Haus wird geschmückt, böser Zauber wird abgewehrt, heilsamer hereingebracht, die Wöchnerin empfängt der Nachbarinnen Besuche, sie wird den zeremoniellen (oft unsauberen) Reinigungen unterworfen, sie wird endlich ausgesegnet oder muß ihren Kirchgang halten; festliche Schmäuse, als Kindelbier und Taufsuppe schließen sich an. Soweit geht alles mit rechten Dingen zu. Aber keinen Grund in der natürlichen Begebenheit hat die uralte, sogar bei Volksstämmen in Europa (den Basken) noch beobachtete Sitte des Männerkindbettes (der Couvade), eine echte, obligatorische, wenn auch noch so wunderliche Sitte. Nur aus dem Glauben an geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Erzeuger und Erzeugtem, der eine sorgsame Behandlung böser Geister, darum Fasten und Kasteiung notwendig mache, dürfte sie zu erklären sein. Zu besserem Sinn erhebt sich in gleicher Richtung die Sitte, wenn sie überhaupt dem Vater und der Mutter je ihre Aufgabe zuweist, das Kind zu erziehen, und also die Pflege und schonsame Behandlung, oder aber Zucht und Strenge gegen die heranwachsenden Sprossen zur Pflicht macht. Freilich erhält sich barbarische Praxis, Kinder auszusetzen, zu verkaufen, ja zu töten, zumal weibliche, auch unter gesitteten Völkern. Aber dennoch überwiegt die Wirkung der Sitte, das hilflose Kind als ein kostbares Kleinod zu hegen, bis sie endlich als das schlechthin und allein Natürliche erscheint.

Weil aber die Fortpflanzung so wichtig, so ist das Zusammenleben von Mann und Weib, die Ehe, geheiligt.

Die Volksgemeinde muß dabei mitwirken, sie bestätigt die Ehe, die sie anzuerkennen gesonnen und verpflichtet ist. Sitte gebietet festliche Teilnahme. Und das hochzeitliche Paar, wie die Brauteltern, und die Sippe, müssen bestimmte Formen erfüllen, die zur Gültigkeit oder wenigstens zur richtigen Weihe der Vermählung gehören; Zauberformeln und religiöse Begehungen dürfen nicht fehlen. In Hochzeitbräuchen bewahrt sich die Erinnerung an ursprüngliche Weise, die Ehe zu begründen, an vergangene rohere, wohl auch lustigere Lebensführung und Anschauung. Solche Bräuche sind den rudimentären Organen der Tiere und des Menschen zu vergleichen, sie haben keine wirklichen Funktionen mehr, sondern sind Überlebsel, die sich forterben, obgleich sie nicht mehr verstanden werden, man also sich nichts mehr „dabei denkt". Denn: was man sich dabei denkt, der Sinn und Zweck ist das eigentliche Leben des Brauches und der Sitte. Oft geschieht es aber auch, daß, wenn der alte Sinn vergessen ist, ein neuer untergelegt wird und ein absterbender Brauch dadurch neues Leben gewinnt. So können auch Gewebe und Organe neues Leben gewinnen, indem sie veränderten Lebensumständen angepaßt werden. Und die eigentliche Bedeutung gar mancher Gebräuche wird zur uneigentlichen abgeschwächt und endlich zum bloßen Zeichen für bestehende Verhältnisse, zum Symbol; ganz wie die Bedeutungen von Worten; und im Aussprechen von Worten, von Sätzen, besteht oft ein erheblicher Teil des Brauches. Andrerseits sind es signifikante Handlungen. In einigen Fürstenhäusern besteht noch der Brauch, daß die Braut vor ihrem Scheiden Stücke eines Strumpfbandes an die geladenen Herren verteilt. Dieser Brauch, der nur noch den Sinn hat, daß sie ein Zeichen des gnädigen Gedenkens gibt,

hat seinen Ursprung in der Anschauung, daß der ganze Clan ein Recht auf die Defloration der Jungfrau hatte, ein Recht, das wohl auch von einem Häuptling oder Priester ausgeübt werden konnte, bei einer gültigen Eheschließung aber wenigstens abgelöst werden mußte. Und manche alte bäuerliche Sitten gehen ähnlich auf den in dunkler Vorstellung fortbestehenden Gemeinbesitz der Männer an den mannbaren Mädchen zurück, so das „Fenstern", die nächtlichen Besuche, mit denen die Jünglinge der noch unverlobten und unverheirateten Frauenzimmer vorläufige Bekanntschaft erstrebten; wobei dann freilich oft auch die Sitte der Intimität ihre Grenzen setzt, und die Idee vorschwebt, daß zwar jeder junge Mann der mögliche Gatte, daß aber die Besitzergreifung — die *consummatio* des kanonischen Rechts —, nach vorausgegangenem Verspruch — dem *consensus* — den begünstigten Liebhaber zum wirklichen Gatten macht; die Naturbasis des förmlichen Aktes — des Überganges in seine Hand und wohl auch in seine Sippe — den die Sitte vorschreibt und besiegelt. Die religiöse Zeremonie ist wesentliche Begleitung, nicht wesentliche Begründung. Und zwar ursprünglich in der Religion, die allem Kultus zugrunde liegt, der Religion der Familie. Die Geister der Vorfahren, die um den Herd schweben, müssen an so feierlicher Begehung ihren Anteil nehmen, müssen genehmigen, daß die Braut das Haus verläßt, der neue Altar muß sie freundlich empfangen, den sie inskünftig hüten und ehren soll. So bei den Griechen, deren Schönheitsinn im Stil des Lebens wie im Stil der Kunst sich bewährte. Die Religion ist hier ganz in die Sitte eingeschlossen. Der Priester, der bei roheren Völkern Zauberakte zu vollziehen hat, ist nicht notwendiger Teilnehmer. Auch im

Christentume war er es nicht, bis in eine Zeit, da seine Herrscherstellung schon gefährdet und im Niedergange begriffen war. Aber auch nachdem das Gesetz durch Einrichtung der Zivilehe ihn ausgeschaltet hat, hält die Sitte ihn fest und verlangt die religiöse „Weihe des Bundes".

Hier wie sonst zeigt sich, daß die religiöse Sitte am dauerhaftesten ist als Sitte des häuslichen Lebens, die Familiensitte, die eben als solche auch Volkssitte ist. Das Haus ist die Stätte des innigsten, wärmsten Zusammenlebens, des Wohnens und der Gewohnheit, aber die Sitte hat verhältnismäßig wenig Spielraum in ihm, weil die Familie zumeist patriarchalisch beherrscht wird — in weiten Kulturgebieten, wie dem chinesischen, auch heute noch die große ungeteilte Familie, in der die verheirateten Söhne, vielleicht gar Enkel, mit Weibern und Kindern verbleiben. Dennoch ist sie auch immer, und gerade je größer um so mehr, „Volk" — das genossenschaftliche Wesen hat an ihr, neben dem herrschaftlichen, Anteil, zuweilen, wie in der südslavischen Hauskommunion, sogar den vorwiegenden; hier wählt die Gemeinde ihren Vorsteher und kann ihn absetzen; aber auch wenn in den Clans oder Geschlechtsgenossenschaften, die gleichsam auseinandergegangene, aber ideell zusammengebliebene Hausgemeinden sind, die Häuptlingschaft sich vererbt, so obwaltet doch hier die Sitte, in der auch dies „Erbrecht" wesentlich beruht. Und in unseren Einzelfamilien hat zwar die Bildung besondrer Sitte wenig Spielraum, aber die allgemeine Sitte wirkt in sie hinein. Vater und Mutter können so wenig, wie Kinder und Gesinde, sich ihr entziehen. Wie manche allgemeine Feste, die von der Sitte auch festgehalten werden, nachdem ihre religiöse Bedeutung in weiten Kreisen schwach geworden ist — so die

heutige Weihnacht — oder sogar von solchen eingeführt werden, die außerhalb der Religion, auf die es sich bezieht, stehen — dasselbe Fest von heutigen Juden —, so hat doch auch jede Familie ihre besonderen Festtage, die Geburtstage namentlich, deren Wesen eben darin besteht, daß sie die jährliche Wiederkehr des Tages der Geburt bezeichnen; so daß nur ein pedantisch-absurder Zeitgeschmack den siebzigsten Geburtstag in die siebzigste Wiederkehr eines Geburtstages verzerren kann. Wenn aber der Geburtstag der menschlichen Gleichheit und Brüderlichkeit insofern einen gewissen Ausdruck gibt, als auch der Geringste einen Geburtstag hat und schon der erste Geburtstag des Säuglings für Eltern und Geschwister eine Bedeutung haben kann; so macht sich doch andrerseits gerade an der Sitte der Geburtstagfeier offenbar, daß Personen mehr oder weniger Bedeutung und Gewicht haben: im Hause und in weiteren Kreisen, so daß der Geburtstag des Fürsten sogar zum gesetzlichen Feiertage erhoben wird; und angesehener Männer und Frauen Geburtstage, wenigstens wenn sie ein abgerundetes Alter in höheren Ziffern erfüllen, gebietet eine weitverbreitete, gerade in neuerer Zeit stark gepflegte Sitte, festlich zu begehen.

Auf die Geburtstage aber bezieht sich sonderlich die Sitte des Schenkens, und es erhält sich in veränderter Gestalt die uralte Sitte, Huldigungen in Geschenken auszudrücken, die Verehrung der Mächtigen und Hohen, die den Göttern gleichkommen; auch das Opfer ist ja eine solche freiwillige Abgabe der Untertanen und Gemeinen. In diesem Sinne ist das Schenken Ausdruck der Demut und Hingebung, die sozusagen auf nichts Eigenes Anspruch macht, sondern alles des Herrn sein läßt, was er begehren

mag, und dankbar ist, wenn er die bescheidene Gabe gnädig entgegen nimmt. Immer bedeutet das Schenken eine Art von Kommunismus, der aber unter Gleichen freier betont wird, nach dem hellenischen Spruche, daß die Güter der Freunde gemeinschaftlich sind. So bedeutet es auch einen Zustand, wo noch wenig Besitz vorhanden ist, und also wenig Unterschied in bezug darauf, wenn Ehen noch durch bloße Geschenke an die Brauteltern begründet zu werden pflegen; woraus sich aber der so weitverbreitete Kauf leicht entwickeln mußte, welche Sitte dem Armen oft unmöglich macht, ein Weib zu erhalten, es sei denn, daß er durch Dienst oder durch Raub es gewinne, worauf also jüngere Söhne oft in primitiven Zuständen angewiesen sind. Auch die Hochzeitsgeschenke dürften auf altem Clan- und Dorfkommunismus beruhen — indem die Sitte solche Geschenke heischt, läßt sie dem jungen Paare und seinem Haushalte zukommen, was ihm gebührt.

Eine leichtere Obliegenheit, die sich als solche auch auf weitere Kreise erstreckt, ist es, der Mitfreude und Mittrauer Ausdruck zu geben, zu gratulieren und zu kondolieren. Wenngleich auch hier die Untergeordneten und Untergebenen Ursache haben, sonderlich beflissen zu sein, um sich die Gunst des Mächtigen zu erhalten oder zu erwerben, so wirkt doch Sitte immer im Sinne einer Ausgleichung und Gegenseitigkeit, da sie Dank und (zuweilen auch) Erwiderung vorschreibt; denn sie beruht in Gemeinschaft und Freundschaft, und ist eigentlich die Gewohnheit, die das befestigt, was sonst aus losen Gefühlen der Neigung, Liebe und Verehrung entspringt, wie tief auch gerade in die Gefühle des Minderen Interesse und Berechnung sich hineinmischen, ja zum herrschenden Motive werden mag.

Alle gemeinsame Abhängigkeit wirkt aber im Sinne der Gleichheit; daher besonders die von den Vorfahren und Göttern — je höher diese vorgestellt werden, um so mehr verschwinden ihnen gegenüber die Abstände zwischen den Menschen. Die Teilnahme am häuslichen Kult erhebt sogar den Sklaven, der bei seiner Einführung ins Haus des Griechen mit Weihwasser benetzt und am heiligen Herde gespeist wurde; auch bei den Römern schützen ihn die Laren, und sein Grab ist geheiligt. Die Vorstellungen, daß der Schwache, Elende, der Bettler und Schutzflehende, ja der verfolgte Verbrecher, des göttlichen Schutzes teilhaftig, daß es ein Frevel ist, den Fremdling zu verunehren, haben ihre Wurzel gewiß in natürlichem Mitleid, das besonders bei Frauen leicht durch jammervollen Anblick, durch Thränen und Bitten erregt wird; dazu gesellt sich wohl Neugier, der Wunsch zu tauschen und zu kaufen, wenn der Fremde seltsame Sachen mit sich führt, oder gar ein Händler ist; und das Ansehen der Person dürfte niemals verfehlt haben, auf die Aufnahme des Gastes mitzuwirken; aber eine mächtige Stütze mußte doch die Humanität gewinnen durch die Meinung, daß die Götter gerade dem Elenden gewogen seien, und es ist kein Zufall, wenn Griechen und Römer gerade den höchsten Gott zum Beschützer des Gastrechtes machen; vorausgesetzt wird, daß ihn jedenfalls auch der Fremde ehrt und daß vor ihm auch der Mächtige und Reiche gering ist. Die Gastfreundschaft, mit der Idee der Gegenseitigkeit, wird nach griechisch-römischer Sitte erst begründet durch Darreichung der rechten Hand, durch das Gastgeschenk, und besonders durch die gemeinsame Mahlzeit, die Gemeinschaft des Tisches; auch hier knüpft die Sitte an die Idee der einheitlichen verbindenden Sache

bedeutungsvoll an. Noch heute hat die gastliche Tafel eine ähnliche Würde; das Gastmahl will Frieden und Freude stiften: die Römer nannten es schlechthin „Zusammenleben", während der griechische Ausdruck auf die sonderbare Bedeutung hinzielt, die von altersher dem Zusammentrinken, dem lustigen „Zechen" zukommt; und hierbei ist der Glaube vorzüglich wirksam, der sich an das Trinken des Blutes heftet; denn Blut verbindet, weil aus dem ganz besonderen Safte alle ursprüngliche Verbundenheit herrührt; so war noch vor 100 Jahren, und später, unter deutschen Jünglingen Sitte, Blutbrüderschaft nicht nur dem Namen nach zu schließen, sondern auch in den mit verschlungenen Armen genossenen Becher Tropfen des eigenen Blutes zu mischen. Und das Trinken aus demselben Becher bleibt Symbol der Freundschaft, das Darreichen des Bechers, an dem man selber genippt hat, der Gastfreundschaft. Nachdem der Gebrauch von Geschirren individueller geworden, blieben Erinnerungen davon im Vor- und Zutrinken, im Zusammenstoßen der Gläser, die gleichsam eins werden wollen. Das Wort „Schenken" hat seinen ursprünglichen Sinn in bezug auf den eingegossenen und dargereichten Labetrunk; in der Verallgemeinerung des Sinnes erkennt man die Spur der Allgemeinheit und Bedeutsamkeit dieser Sitte.

Wundt hat gewiß mit Recht aus solchem gastlichen Brauch das „Trinkgeld" abgeleitet; er scheint aber nicht zu gewahren, daß der Sinn dieses Wortes nicht nur in den eines der Form nach freiwilligen Lohnes, sondern auch in den jeder freiwilligen, aber absichtlichen und berechneten Gabe sich verallgemeinert hat, daher auch die Bestechung meint. Auch bemerkt Wundt wohl nicht richtig, das Trinkgeld sei ein merkwürdiges Beispiel einer Sitte,

deren ursprünglicher Sinn sich „vollständig" in sein Gegenteil verkehrt habe: aus einem Symbol der Freundschaft sei es ein Ausdruck der Unterordnung des Dienenden unter den Herrn geworden. Es ist nicht die Annahme des Geschenkes, sondern des Geldgeschenkes, wodurch sich der Diener charakterisiert. Gerade daß er Geld „genug" und im Überflusse hat, bezeichnet den Reichen, den Vornehmen und Herrn, der sich gern schenken läßt, was eigentlich nur die Unteren haben, weil sie es produzieren: die Früchte ihrer Arbeit. Auch der Lohn wird ursprünglich als ein Geldgeschenk, als eine Zugabe gedacht, während sonst Logis und Kost, wohl auch Kleidung (die Livree) geleistete Dienste aufwiegen sollen; natürlich kann solche Zugabe dann versprochen werden und beim Mieten und Werben wird noch ein Pfand (engl. *wages*), ein „Handgeld" gegeben. Noch heute erhalten bei uns die Dienstboten einen Teil ihres Lohnes in Weihnachtsgeschenken, die ganz in der Sitte beruhen, aber wohl auch zugesichert, also versprochen werden. Persönliche Dienstleistungen haben immer etwas der Abgabe und also dem Geschenke Verwandtes in sich: dies manifestiert sich darin, daß noch in manchen Verhältnissen die Menschen sich drängen zum Dienen als zu einer Ehre, die sie sich geben; so zum Hofdienst. Natürlich hängt sich daran die Hoffnung auf — Belohnung und andere Vorteile. Der Staats- und Gemeindedienst wird noch immer so gedacht als seinem Wesen nach „Ehrenamt"; daraus folgen dann Dienstaufwandsentschädigung, Remuneration, Salär (Salzgeld), Wohnungsgeld und endlich reguläres Gehalt; aber es bleiben viele reine Ehrenämter übrig. So wird auch als Ehrengabe — Honorar — gedeutet, was der Autor und der Künstler empfängt; nicht als Lohn und

Bezahlung, weil nicht als Äquivalent: zuweilen über, aber in der großen Mehrheit der Fälle weit unter dessen Grenze.

Sitte will immer Gemeinschaft bedeuten, und weil Blut die innigste Gemeinschaft begründet, so hat das Zusammentrinken noch mehr Wert als das Zusammenessen. Im christlichen Sakramente des Abendmahls (der Eucharistie) soll die Teilnahme an Brot und Wein, als am Leibe und Blute des Herrn, zugleich die geistige Verbindung mit ihm und die der Kommunicierenden untereinander ausdrücken; kein Wunder, daß die Priesterschaft den Kelch, der das Blut umschließt, sich selber vorbehielt, und daß ein gläubiges Volk leidenschaftliche blutige Kämpfe führte um den vorenthaltenen Genuß, den Laienkelch, so daß es zum Zeichen der Trennung von der römischen Kirche wurde, das heilige Mahl „in beiderlei Gestalt" einzunehmen.

So bedeutungsvoll es nun sein mag, Blut zu trinken, so hält sich der Zecher doch lieber an das Blut der Reben, oder andere berauschende Säfte, und in mannigfachen Formen knüpft an dies Bedürfnis oder die Lust, den Durst zu stillen, die Sitte mit ihren friedlich-geselligen Absichten an. Ganz regelmäßig ist dem Trinker an der „Gesundheit" des Mittrinkers gelegen, oder sie trinken zusammen aus einem Trinkhorn oder Pokale, oder unter Zusammenstoßen ihrer Becher oder Gläser, die Gesundheit eines Dritten. Nicht selten verlangt es die Sitte: die Gesundheit des Brautpaares, der Neuvermählten, der beiderseitigen Eltern und Verwandten, die Gesundheit eines Täuflings, des Geburtstagkindes, des Jubilars usw. bei Familienfesten, die des Königs, eines Ministers oder Bürgermeisters bei öffentlichen Gelagen. Dazu dann die Sitte, kurze Trinksprüche oder lange Tischreden zu halten die wir nach dem englischen

Worte für geröstetes Brot *(toast)* zu nennen pflegen, weil die englische Sitte erst am Ende des Mahles, wenn zum Käse solches Brot gereicht und weitergegeben wird, der Rede Raum gewährt. Es wird wohl auch einmal einem Verstorbenen „ein stilles Glas geweiht"; aber man wird kaum finden, daß die Sitte es irgendwo gebietet; es ist eine Ausnahme; die Sitte will vielmehr „leben lassen", sie läßt die Gefeierten, wie wir im Deutschen sagen, „hoch leben", und die Gläser werden dabei symbolisch in die Höhe gehoben, zuweilen wohl gar der Gefeierte selber.

Die Schmaus- und Trinksitten sind nun nicht an die Gastlichkeit gebunden, sondern auch sonst Ausdruck der Gemeinsamkeit und Gemütlichkeit in geselligen Vereinen und Verbindungen, wo man wohl gar, wie die Studenten, allabendlich sich versammelt zu „löblichem Tun" und *Ergo bibamus* oder *Gaudeamus* singt. Aber auch hier werden doch die Formen des Gastmahles, wenigstens bei festlichen Gelegenheiten, häufig innegehalten, sei es, daß der Präsident des Klubs, oder die Ältesten der Gilde, die „Ehren des Hauses" macht, oder daß außer den Mitgliedern geladene Gäste zugegen sind, die der Sprecher oder Senior willkommen heißt. Die Gäste zu ehren ist, wie ein guter Hausvater, so auch eine solche Gesellschaft beflissen; denn so will es die Sitte, so scheint es darum natürlich. Wenn bei Äschylos — in den Eumeniden — das Verhalten gegen Gäste mit dem gegen die Eltern als gleichwertig hingestellt wird, so finden wir den Punkt der Berührung wieder, worin den einen wie den anderen, und beiden wie den Göttern, Sitte ihren Rang verleiht; aber der Naturgrund der Sitte ist in den verschiedenen Fällen verschieden. Das Gefühl gegen die Eltern, und so auch gegen die verstorbenen Ahnen und die Götter, ist vorwiegend

Dankbarkeit, verbunden mit Scheu und Ehrfurcht — die Pietät. Auch dem Fremden kann solche gelten, wenn es ein Bekannter ist, oder ein väterlicher Gastfreund, so daß es in der Tat um Erwiderung sich handelt; aber zunächst sind andere Motive, von denen schon geredet ward, bestimmend; besonders wird von den Griechen angeführt, daß der verstoßene Fremdling durch seinen Fluch furchtbar sein kann; und damit hängt die besondere Heiligkeit des Gastrechts nahe zusammen. Gewiß wirkt auch die Lust und der Stolz, helfen zu können, Obdach und Speise gewähren zu können, dabei mit im Bewußtsein, aber ein solches Herrenbewußtsein kann sich nur entwickeln bei friedlich gesinnten Menschen, die also von etwaniger ursprünglicher Wildheit ein gut Teil abgelegt haben oder von Natur edlere Anlagen haben.

Allgemein werden die zahmeren und im ganzen mehr weiblichen Neigungen durch Sitte unterstützt und gefördert. Sie kommt vorzugsweise, und im Laufe der menschlichen Entwicklung, soweit diese das Menschliche im Menschen wachsen läßt, mehr und mehr, den erhaltenden und friedlichen Instinkten zu Hilfe: Sitte bedeutet Zähmung, bedeutet Kultur. Wenn sie Greise, Frauen, Kinder, Fremdlinge und Arme in ihren Schutz nimmt, so ist eben dies das Gemeinsame darin, daß sie der Brutalität entgegenwirkt, mit der sie in allen diesen Beziehungen einen beständigen harten Kampf durchzukämpfen hat. Und wir sehen, wie sich überall die religiösen Beweggründe mit ihr verbinden; die Diener der Religion werden in der Tat in weitestem Umfange Verwalter der Sitte, wobei dann freilich allzuoft die Roheit der Individuen, ebenso wie die Roheit des Aberglaubens, in anderem Sinne wirksam ist, nämlich gerade ein barbarisches Her-

kommen zu erhalten und zu heiligen. So kann Religion ebensowohl zur Senkung als zur Hebung der Sitte ihre Macht entfalten. Die bessere Sitte, wie die humanere Religion, bezeichnet die führenden Völker unter den Menschen, obschon massenhafte Roheit und Wüstheit auch (trotz ihrer) bei diesen Völkern herrschend geblieben ist, ja durch die Kultur mitentwickelt wurde.

In löblicher Eintracht finden wir vielfach Sitte und Religion in den genannten Beziehungen zusammenwirken, so namentlich auch für Witwen und Waisen, für Kranke und Verwundete, für Verunglückte aller Art. Die Carität, zu der sie sich verbinden, wächst sogar über ein gesundes Maß hinaus, je mehr sie aufhört, in wahrer Gemeinschaft, persönlicher oder dinglicher, zu beruhen; sie demoralisiert die Armut und befestigt die Reichen in ihrer Selbstzufriedenheit; sie geht als Almosenspende einher mit dem härtesten Egoismus und der systematischen, in Rechtsformen geübten Ausbeutung; sie wird sogar solchen Zwecken dienstbar gemacht, außerdem daß sie der gesellschaftlichen Eitelkeit und dem Streben nach äußeren Ehren fröhnt; sie wird überhaupt kalt und konventionell, wie alle Sitte in Gefahr ist zu werden. Sie hemmt eine gründliche, durch wissenschaftliche Einsichten geleitete Verbesserung gesellschaftlicher Zustände. Sitte und Religion sind konservative Mächte, eben als solche werden sie oft verständnislos, gedankenlos, sinnlos. An die Erhaltung der Einfalt und Torheit hängen sich große Interessen der Herrschaft: darum liegt dieser mehr an Religion als an Sitte.

Sitte weist immer auf ein brüderliches Zusammenleben, auf Genossenschaft und gegenseitige Hilfe. So ist die Arbeitssitte ein seelenverbindendes Element, das die

Würde und Ehre der Arbeit wahrt, wie ehemals besonders der Brauch des zünftigen Handwerks. Mit einem Hegelschen Worte nennt Riehl die vier großen S: Stamm, Sprache, Sitte, Siedelung den Grund alles lebendigen Lebens im Volke. Sie sind es darum, weil sich in ihnen Reste uralter Gemeinschaft erhalten, die vielfach auch in die heutige Arbeiterklasse hinübergehen; wie Peter Kropotkin trefflich sagt: „Der Kern der Einrichtungen, Sitten und Bräuche zu gegenseitiger Hilfe bleibt in den Massen lebendig."

IE aber Sitte darauf angewiesen ist, Liebe, Freundschaft, Geselligkeit zu befördern, so gibt sie ihnen auch ihre Formen, die des gegenseitigen Ehrens und Erfreuens. Wie Gewohnheit dem Individuum sein Tun erleichtert, es bequem macht und die Denkarbeit spart, so wirkt Sitte, schon durch scheinbar gleichgültige Bräuche, auf Gemeinschaft: man erfüllt die Form, so hat man getan, worauf ein begründeter Anspruch gemacht werden kann. Die Sitte schreibt es vor, von frohen und traurigen Familienereignissen den Nachbarn und Freunden, wohl auch Kollegen und Vorgesetzten, Mitteilung zu machen; man braucht nur nach ihr sich zu richten, so erfüllt man deren Erwartung und Verlangen; ältere und einfachere Sitte begnügte sich mit mündlichen „Ansagen" oder Gelegenheitsbriefen; mehr und mehr hat sich die gedruckte oder lithographierte, in alle Welt gesandte Anzeige, nebst obligaten Danksagungen, verallgemeinert: auch hier ist das Konventionellwerden der Sitte zu beobachten. Sich selber bleibt sie besser treu, wo sie

der natürlichen Neigung der Menschen, miteinander vergnügt und froh zu sein, entgegenkommt: hier wird sie nicht so leicht zur „bloßen Form", sondern heißt das tun, was die Menschen aus ihres Herzens Antrieb gerne tun, zumal die jungen Menschen: als singen und tanzen. Das Zusammensingen ist als Sitte am meisten für die gesellige Freude junger Männer, das Zusammentanzen für die von Männlein und Fräulein miteinander, charakteristisch geworden; und hier überwiegt Lust und Interesse „des Frauenzimmers". Beides war ehemals wesentlich Kulthandlung; das Singen ist auch in unserer religiösen Übung geblieben — insbesondere der Gemeindegesang; das Tanzen zu Ehren der Götter kennen wir als Brauch der Wilden; zu Ehren von Menschen ist es auch unter uns nicht unbekannt: mit Vorliebe lassen die Monarchen, um einander zu ehren, Ballets als Festvorstellungen geben; und man erinnere sich des Fackeltanzes preußischer Minister bei Hochzeiten.

So gehört nun das ganze Gebiet der Umgangsformen unter die Herrschaft der Sitte. Dies ist ein Gegenstand, der oft auch die Aufmerksamkeit der Beobachter und Denker über menschliche Dinge auf sich gezogen hat, und zwar in neuerer Zeit, gemäß dem zunehmenden Interesse für kausale Erklärung, hauptsächlich in der Richtung, daß man ihren Ursprung zu erforschen beflissen gewesen ist. Diese soziologische Untersuchung eröffnete vor einem Menschenalter, im Zusammenhange seines Systems der Soziologie, Herbert Spencer, durch den besonderen Band *„Ceremonial Institutions"*, den er dem Gegenstande widmete. Er versuchte, alle Umgangsformen und höflichen Zeremonien aus dem Verhalten Besiegter, Gefangener, und demnächst von Sklaven und Untertanen abzuleiten und ihre oft so sonder-

bare Gestalt durch ihre Herkunft von wirklichen Handlungen, bei denen Inhalt und Bedeutung noch nicht verschieden war, zu erklären. Der berühmte Philosoph hat ein großes Material verwertet, um in diesem Sinne die Entwicklung der Umgangsformen darzustellen. Er übersieht dabei nur, daß auch wo Unterwerfung nicht in Frage kommt, Umgangsformen entstehen können, die aus gegenseitiger Zuneigung und Liebe entspringen und diesen Ausdruck geben. So ist es doch wohl natürlicher, Umarmungen, Küsse, Händeschütteln als unmittelbare Ausdrücke der Freude aneinander und über die gegenseitige Nähe aufzufassen, als sie aus ursprünglich einseitigen, dann teilweise erwiderten Ehrenbezeugungen abzuleiten. Zugestanden muß aber werden, daß in Ausdrücken der Knechtsgesinnung wirklich der Ursprung der meisten von Spencer dargestellten Arten der Ergebenheits- und Begrüßungsformen zu suchen ist, als von Verbeugungen, Fuß- und Handküssen, dem Bestreuen von Körperteilen mit Sand oder Asche, Falten der Hände, Erheben der gefalteten Hände, Entblößen des Hauptes und der Füße, dazu den entsprechenden Redeweisen, besonders Formen der Anrede, von denen wir heute noch im Briefstil so viele Floskeln bewahrt haben und sorgfältig pflegen. Spencer bemerkt dabei, daß in einer vollständigen Ehrenbezeugung durch Geberden oder durch Worte sich zwei Elemente, von denen das eine Unterwerfung, das andere Zuneigung ausdrücken solle, vermischen; ganz im Einklange mit dem was ich über das Wesen der Ehrfurcht gesagt habe. Er betont aber in bezug auf Worte ausdrücklich, daß Beteuerungen der Teilnahme an der Wohlfart und dem guten Geschick eines anderen noch früher entstanden sein müssen als Beteuerungen der Unterwerfung. Wie nun auch das chrono-

logische Verhältnis sein möge, wir wissen und sehen klar, daß die einen wie die anderen „Versicherungen", mögen sie ursprünglich noch so ernsthaft gemeint sein, allmählich inhaltsleer, zu bloßen Redensarten oder Phrasen werden, und daß sie von der Sitte geboten werden, ohne alle Rücksicht darauf, ob irgendein entsprechendes Gefühl dahinter liegt oder nicht; wie nicht minder die entsprechenden Gesten. Sie werden zu bloßen Formen, als solche können sie erst zur Pflicht gemacht werden. Spencer führt aber zu ausschließlich alle diese Formen und Formeln auf das Verhalten besiegter Feinde und Gefangener, Sklaven, gegen ihre Sieger und Herren, zurück. Er verkennt, daß auch in der Gemeinschaft von Freunden, von ursprünglich Zusammengehörigen die Wurzeln solcher Sitten und Gebräuche vorhanden sind; daß die Frau in der Regel dem Manne zu dienen beflissen ist, aber auch, besonders als Freier, der Mann dem Weibe; daß Kinder von Natur demütig, bescheiden, ergeben und in Ehrfurcht zu den Eltern sich verhalten, zumal wenn sie schon zur Reife des Verstandes gelangt sind; daß hierin auch die Ehre, die dem Alter, den Greisen als solchen gezollt wird, beruht. Er verkennt vor allem, wie diese aus dem Wesen der Sitte hervorgeht und damit verbunden bleibt.

In der Tat dürfen wir sagen: aus dem Wesen der Sitte, wie wir es aus ihrer Form und ihrem Begriff abzuleiten unternommen haben, folgen auch, ihrem hauptsächlichen Inhalte nach, die Umgangsformen. Das „zuvorkommende Betragen" gegen Ältere liegt allen zugrunde; Ehren, Beschenken, Bedienen sind nur verschiedene Ausdrücke darin enthaltenen Willens; dieser verallgemeinert sich zunächst als guter Wille gegen Schwächere überhaupt; indem er sich

auf Frauen, auf Kinder und auf Gastfreunde ausdehnt. Das will die Sitte, weil zunächst die Alten, dann die Götter es wollen. Bei den Jungen und Starken kommen die zärtlichen Neigungen, Scheu, Dankbarkeit und verwandte Gefühle, auch der Genuß des Starkseins, entgegen: im zuvorkommenden Benehmen ist immer auch etwas Herablassendes Und in den elementaren Verhältnissen, wo nur natürliche Unterschiede in Frage kommen, folgt immer auch die Gegenseitigkeit von selbst. Schon ihre Mannigfaltigkeit bewirkt solche; die Geehrten ehren selbst. Auch Greise sind artig gegen Frauen, Frauen gegen Greise. Kinder sollen ehren, sie empfangen keine Ehre, werden aber beschenkt oder bedient; Gäste sind ein andermal die Wirte. Andererseits sind alle Ausdrücke guten Willens ihrem Wesen nach schon Erwiderungen — sofern der gute Wille Dankbarkeit ist, Liebe um Liebe gewährt und gezeigt wird. Im Familienleben entwickeln sich nicht so leicht leere Formen, auch werden die Ausdrücke der Ergebenheit nicht so leicht einseitig; das herrische Wesen und die Strenge und Härte der Erziehung ergibt sich teils aus Affekten, teils aus Grundsätzen, die seinem Wesen fremd sind. Dem erweiterten sozialen Leben gehört erst das ausgesprochene Herrentum an, und hier wird auch der Umgang in seinen Formen schroffer einseitig; der „gehorsame Diener" auf der einen Seite, der „gnädige Herr", die „gnädige Frau", deren Ungnade wohl als Grausamkeit sich offenbart, auf der anderen. Hingegen unter Brüdern, unter Kameraden ist man am meisten „formlos", man „läßt sich gehen". „macht keine Umstände miteinander"; es ist zu viel Gleichheit, um „Steifheit" aufkommen zu lassen, die sonst wenigstens auf Seite des Dieners und Ergebenen immer vorhanden ist, der „die Befehle er-

wartet"; aber auch auf Seite des Herrn, der sich nichts vergeben, sich nicht „gemein machen" will. Die „Gesellschaft" stellt nun eine Art von Gleichheit wieder her, indem sie scheinbare Gegenseitigkeit wenigstens eines Teiles der Ergebenheiten begünstigt; am meisten bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Phrase: „die Ehre ist ganz auf meiner Seite", überhaupt hat die „Redensart" hier ihr weitestes Feld; denn die Verbeugungen und andere Schnörkel pflegen doch je nach den Verhältnissen sehr verschieden zu bleiben in Tiefe und Gewundenheit; der Hut wird nur getupft oder bis zur Erde gesenkt. Ein wenig fühlt doch jeder sich durch die Sitte genötigt, sich klein zu machen und den anderen zu erheben. Im Orient sagt der artige Mann: meine ganze Habe gehört dir; verfüge darüber nach deinem Belieben.

Die Umgangsformen sind außer durch Spencer, der hierin eine Musterleistung vollbrachte vor etwa 30 Jahren, bald nachher durch R. v. Jhering in dem schon erwähnten unvollendeten Werke „Der Zweck im Recht" einer eingehenden Betrachtung unterzogen worden. Er macht darauf aufmerksam, daß die Sprache mit Klarheit und Sicherheit Sitte als auf die Form des Handelns sich beziehend erfasse, die Vorstellung sei dabei die eines Äußeren, das zum Inneren hinzukommt. Nahe verwandt damit sei die Vorstellung der „Art", d. h. des Typus, der sich im Leben in bezug auf die Umgangsformen als feststehender herausgebildet habe — als Vorbild der richtigen Art gelte die des Hofes; daneben die Art der Städter und wohl auch die der Ritter: Ritterlichkeit als das artige und hilfreiche Betragen gegen Frauen. Wie alle Schönheit auf der Form beruhe, so schließe auch für die Sitte der Gesichtspunkt des ästhetisch Schönen sich an.

In diesem Sinne sei das Wort „Anstand" charakteristisch, der Anstand gelte als Kanon des durch die Sitte vorgeschriebenen „Benehmens", und mit dem Worte „Benehmen" bringe die Sprache nur Adjektiva in Verbindung, bei denen man die Sitte als Maßstab anlege; ähnlich auch mit dem Worte „Wesen". Die Sprache beobachte bei den Prädikaten, die sie darauf anwende, die scharfe Grenzscheide zwischen Sitte und Sittlichkeit (gesittet und sittsam gegenüber sittlich, ehrbar und ehrsam gegenüber ehrlich) — jene wolle sie als etwas rein Äußerliches, diese als das Innerliche bezeichnen. Ebenso nenne sie die praktische Funktion des Gefühls verschieden: in bezug auf das Sittliche Gewissen, in bezug auf die Sitte Takt und in bezug auf das Schöne Geschmack. Jhering kommt sodann auf die Umgangsformen im Zusammenhange seiner umfassenden „Theorie der Sitte" zurück. Er stellt als die Maßstäbe der feinen Sitte die drei hin: Anstand, Höflichkeit, Takt. Alle übrigen Ausdrücke, deren die Sprache sich bediene, seien einem der drei durch jene Ausdrücke umschriebenen Vorstellungskreise zugehörig.

Ich meine nun zu bemerken, daß Jhering hier ein merkwürdiges *Quid pro Quo* begeht. Es entgeht ihm, der so aufmerksam die Sprache beobachtet und deutet, daß Vorstellungen, wie die von Anstand, Höflichkeit, gute oder feine Sitte, von den Vorstellungen, die im Worte Sitte enthalten sind, sich wesentlich unterscheiden. Jene schließen ein Urteil ein, die letzten Ausdrücke sogar in ausgesprochener Weise, sie stellen alle die Idee von etwas Richtigem, etwas Seinsollendem auf, die sich als Forderung an das Verhalten, also hier an das Benehmen oder Betragen der Menschen wendet, gleich den Begriffen der Sittlichkeit, deren

weiterem Sinne sie angehören. Am Worte Sitte haftet dergleichen nicht. Wir fanden darin drei Vorstellungen verbunden, die freilich begrifflich getrennt werden müssen, die der tatsächlichen Übung, der Norm und des sozialen Willens. Auch die Norm und der soziale Wille werden aber als tatsächlich gedacht. Und die wirkliche Übung ist immer vorausgesetzt. Wenn auch die Sitte zugleich und sogar vorzugsweise Wille ist, so hört sie doch auf zu sein, wenn sie aus der Praxis verschwindet; ihr Wesen ist in der Praxis. Dagegen Ideen wie Anstand und Höflichkeit sind rein theoretisch, sie sind ideelle Maßstäbe, an denen das wirkliche Verhalten gemessen wird. Sie enthalten Regeln, halb von ästhetischem, halb von ethischem Charakter, Regeln, deren Wert und Geltung unabhängig davon gedacht wird, ob sie tatsächlich beobachtet und befolgt werden. Sie mögen sehr oft mit den Normen der Sitte sich begegnen und zusammenfallen, besonders darum, weil sie daraus sich herleiten: die Sitte ist der vorherrschende Grund der geltenden Anschauungen von dem was anständig, schicklich, höflich u. dgl. ist, aber diese Anschauungen können sich auch von der Sitte emanzipieren und sich ihr entgegensetzen. Sehr oft wird etwas, was die Sitte nicht nur erlaubt, sondern sogar fordert und befiehlt, als unschicklich, ja als unanständig von verfeinerten Menschen empfunden; man denke an Hochzeitsbräuche. Die Sitte und die in ihr beruhenden Anschauungen, auch in bezug auf das Schickliche, auf Anstand und „Lebensart", gehören wesentlich dem Landleben an, Sitte ist eben als Volkssitte das Ursprüngliche, Überlieferte, Allgemeine — auch in den Umgangsformen: hier ist weitreichende Gleichheit, Einfachheit, Naivetät, daher Wärme und Herzlichkeit, aber auch wackre heimatliche Grobheit

und Derbheit; wenn auch die Ausbildung der „Manier" unter Bauern durchaus nicht fremd ist, ja in scharf ausgeprägten Urteilen und Vorschriften sich geltend macht, zumal bei wichtigen Vorfällen des Lebens, wo eben die wirkliche Sitte bindet und gebietet. Aber außerhalb ihrer, wenn auch zumeist aus ihnen, bilden sich die Ansichten der höheren und herrschenden Stände und die der Städter; diese Ansichten beruhen zum Teil in abweichenden neuen Gewohnheiten, Gepflogenheiten, die oft auf Nachahmung Fremder beruhen; es bilden sich auch neue besondere „Sitten" aus, sie wollen aber immer die ursprüngliche ältere Sitte veredeln und verfeinern. Die feine Lebensart, für die Zivilisation so charakteristisch, in der, wie Kant sagt, die Menschen samt und sonders Schauspieler sind, wird von ihrem Gebrauch in den Häusern der Fürsten und Vornehmen Höflichkeit genannt; aber sie heißt in anderen Sprachen Bürgerlichkeit *(civilité, civility)* und städtische Gebahrung — Urbanität. Jedenfalls ist sie ein Merkmal der Kultur und Bildung, die immer von jüngerer Herkunft sind, nicht Merkmal „alter" Sitte. In der Schätzung jener pflegt der ästhetische Gesichtspunkt vorzuwiegen, dem naturwüchsig ungeschlachten Wesen des *rusticus* wird die kunstvolle Eleganz des Mannes von Welt vorgezogen; den „ungehobelten" Manieren die Politur, der rauhen Schale eine geschliffene Außenseite. Die Ideen des Anstandes und der Höflichkeit stehen nicht, wie Jhering meint, nebeneinander, sondern wenigstens auch so, daß die erstere die umfassendere ist: es gehört mit zum Anstande, höflich und entgegenkommend zu sein, beim Anstande („Wohlstande") denkt man allgemein an das, was dem Menschen selber wohl ansteht, und dazu gehört eben auch ein höfliches Wesen gegen andere,

bei der Vorstellung Höflichkeit wird aber dieser Wert, den sie für uns selber haben mag, nicht in Betracht gezogen, sondern nur die Wirkung, die sie auf die anderen ausübt und der Wert für diese. Jhering unterscheidet fein selbstnützige und fremdnützige Sitte, er betrachtet aber die Umgangsformen ausschließlich unter dem Gesichtspunkte, daß sie „fremdnützige" seien.

In der Schätzung des Anstandes und der Höflichkeit überwiegt, wie gesagt, der ästhetische Gesichtspunkt, aber der ethische ist ihr nicht fremd. Die Grobheit wird als Feindseligkeit empfunden und sie besteht zumeist darin, daß unfreundliche Gefühle sich rückhaltlos — roh — offenbaren; dagegen gebietet die Urbanität und Höflichkeit, also die feine Sitte, Rücksicht zu nehmen, solche Gefühle also, wenn sie gehegt werden, wenigstens nicht kundzugeben, sie gebietet ein gewisses Maß von Freundlichkeit auch gegen den Feind und den unsympathischen Menschen. Dagegen empört sich freilich das sittliche Gefühl, welches Aufrichtigkeit fordert; und der Hofmann, der jedem etwas Angenehmes sagt, kommt in den Ruf, daß er es nicht ehrlich meine; man wundert sich, daß einer lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein. Aber das Bedürfnis der Geselligkeit und des friedlichen Verkehrs, das in den oberen, wie in den städtischen Schichten, wenn nicht stärker, so doch allgemeiner wird, gibt den Ausschlag zugunsten der artigen Unwahrhaftigkeit, die freilich harmlos wäre, wenn wirklich, wie Kant meint, niemand dadurch betrogen würde, „weil ein jeder weiß, wofür er sie nehmen soll" — die Verbeugungen und die ganze höfische Galanterie, samt den heißesten Freundschafts- und Hochachtungsbeteuerungen in Worten —,

aber das gilt doch nur für einen Teil, wenn auch vielleicht für den größeren; es bleibt aber immer eine *Marge*, in der die Täuschung einen breiten Spielraum behält. Unerfahrene Menschen, besonders Frauen, werden am leichtesten getäuscht; aber auch für Erfahrene ist es oft schwer, ja unmöglich, zwischen aufrichtig gemeinten „Komplimenten" und bloßen Redensarten, zwischen Anerkennung und Schmeichelei zu unterscheiden; gerade diese Ungewißheit macht ja die Schmeichelei und alles ihr Verwandte zu einem so gefährlichen Werkzeuge in den Händen derer, die etwas dadurch erreichen, die sich einschmeicheln wollen. Regelmäßig vergiftet Schmeichelei die Fürsten, obgleich oder gerade weil ihnen gegenüber Aufrichtigkeit leicht zum Verbrechen wird.

Die städtischen oder höfischen Manieren werden nachgeahmt, das Feinere wird immer als das Höhere bewundert, und so breiten sich die Gewohnheiten der Städter und der Vornehmen auch über das Landvolk und über die unteren Volksschichten aus: was ein unterscheidendes Merkmal war, kann also allgemein Sitte werden, und dies ist ein ziemlich häufiger Vorgang. Eben darum wiederholt sich immer von neuem, daß die Reichen und Vornehmen von der allgemeinen Sitte, auch wenn sie erst von ihnen entlehnt war, sich wiederum absondern, sie suchen ja immer sich auszuzeichnen, sich hervorzutun, eine Scheidewand zwischen sich und dem „gemeinen Pöbel" aufzurichten, und diese Tendenz kann zu den sonderbarsten, bizarren ja absurden Sitten führen, wie bei den Chinesen zur Verkrüppelung der weiblichen Füße: Jhering nennt sie einen Protest des Körpers gegen den Verdacht, daß sein Träger den niederen Ständen angehöre, da nur die Chinesen, die sich in

der Sänfte tragen lassen können, in der Lage sind sich diesen Luxus zu erlauben. Diese pragmatische Erklärung dürfte aber schwerlich auch den Ursprung bedecken. Im heutigen Europa sind die Gleichheitstendenzen bekanntlich stark. Die Nachahmung geht mit ungeheurer Geschwindigkeit. Freilich kann sie in den meisten Dingen nur den äußeren Schein der Oberfläche erreichen, und insoweit ist es immer wieder leicht, das Echte und Gediegene als Vorrecht des Herrenstandes herauszukehren. Aber der Schein trügt, und nur die Oberfläche fällt ins Auge. Darum ist es wieder schwer, sich deutlich zu unterscheiden. Wenn die Nachahmung geschmacklosen Prunkes allgemein geworden ist, so kann es wieder für vornehm gelten, sich einfach zu zeigen. Dies gibt sich am ehesten kund in der Kleidung. Und die Kleidung kennen wir schon als sehr wichtigen Gegenstand der Sitte im allgemeinen, sie dient aber auch der Neigung, distinguiert zu erscheinen, und den Regeln des Anstandes.

IE Kleidung der echten Sitte, wie sie unter Landleuten herrscht, ist die Volkstracht, das „Kostüm". Die vornehmere Kleidung der Großen hebt sich davon ab, wie die der Städter. Jene wird ein bevorzugtes Zeichen des Standes und Ranges, als solche bleibt sie der Standessitte lange unterworfen, wenn sie auch ihrem Wesen nach Sache eines sozialen Glaubens und Geschmackes ist, des Glaubens nämlich, daß es sich so schicke, daß z. B. die schwarze Farbe die angemessene, richtige sei für den Geistlichen, wie für die Trauer (schwarz und weiß konkurrieren hier wie dort), hingegen etwa der Purpur für die imposante Würde

eines Häuptlings und Fürsten. Aber an den Höfen wird die Tracht Gegenstand besonderer ausdrücklicher Vorschriften, die wie Gesetze sie bestimmen und regeln. Die Uniformierung wird zum Bedürfnis, am frühesten in militärischen Verhältnissen, wo dann die Kleidung, zumal die im Dienst, durchaus der Satzung, ja dem Gesetze unterliegt. Hier verschwindet alles Individuelle unter der Kleidung; eine Tendenz vollendet sich darin, die auch in der einfachen Volkstracht schon vorhanden ist. Andererseits, und dies macht sich hauptsächlich in Städten geltend, je mehr sich in ihnen der Reichtum ausbreitet, ruft der Wunsch zu glänzen immer neue Veränderungen der Kleidung und des Schmuckes hervor; im häufigen Wechsel der Kleidung dokumentiert sich der Reichtum, sucht sich der Geschmack zu bewähren, und wie am Tage man sich mehrmals umkleidet, so auch nach der Jahreszeit, so von Jahr zu Jahr. Ein neues *Regime* macht sich geltend, das *Regime* der Mode, am auffallendsten, so daß sich der Name scharf darauf fixiert hat, in der Frauenkleidung. Die Mode ist etwas der Sitte Ähnliches, beide Ausdrücke werden oft durcheinander gebraucht: miteinander verwechselt. Aber die Gegenstände sind sehr verschieden, auch wenn man sie nicht künstlich, begrifflich, gegeneinander abgrenzt. Die gute oder feine Sitte grenzt gerade in dem, was an ihr Sitte ist, nahe an die Mode und geht leicht in sie über, weil sie eben veränderlicher und von wechselndem Geschmack, von neuen Erfahrungen abhängiger ist, als die echte Sitte, die starr und treu das überlieferte Muster wiedergibt. Auch die Mode ist eine Form des sozialen Willens, aber während die Sitte dem Urteil, also dem Geschmack, der Meinung vorausgeht, folgt die Mode diesen Arten des Fühlens und Denkens vielmehr nach.

Sie beruht insbesondere auf dem Urteil, daß etwas, um bemerkt zu werden und zu gefallen, neu und besonders sein müsse, auf der Meinung, daß das Neueste immer — wenigstens für die Neugierigen — interessant sei, und daß daher auch Menschen, die bemerkt werden und gefallen wollen, immer neu und frisch erscheinen müssen, da es unmöglich ist, immer neu und frisch zu sein. Das Erscheinen ist dadurch möglich, daß man neue und frische Sachen hat und zeigt, ihre Neuheit und Frische aber ist am ehesten dadurch erkennbar, daß der „Schnitt" neu und auffallend ist; am leichtesten sichtbar wird dies aber an der Kleidung, zumal an prächtigen Frauengewändern, die der Gesellschaft in die Augen stechen. Maßgebende Vorbilder Weniger werden von den Vielen nachgeahmt. Daß sie oft von der „halben Welt" und dahinter sich versteckenden Geschäftsinteressen ausgehen, ist weniger bekannt und wird rasch vergessen. Bald ist doch alle „Welt" darüber einig, daß man so sich kleiden müsse — wenn man nämlich zeigen will, daß man „dazu gehört" — die Mode ist ihrem Wesen nach „konventionell". Sie entsteht, als ob sie mit bewußter Wahl von den maßgebenden Persönlichkeiten der „oberen 10000" gemacht wäre, und zwar hauptsächlich zu dem Zwecke, um eben „Maß zu geben", um die eigene Willkür oder die „tonangebende" Fähigkeit kundzutun, um die Gesellschaft zu bezeichnen. Vortrefflich sagt Jhering: „Die Mode ist die unausgesetzt von neuem aufgeführte, weil stets von neuem niedergerissene Schranke, durch welche die vornehme Welt von der mittleren Region der Gesellschaft" (denn die untere, heißt es zuvor, komme dabei nicht in Betracht, die Gefahr einer Verwechslung mit dieser schließe sich schon von selber

aus), „sich abzusperren müht, es ist die Hetzjagd der Standeseitelkeit, bei der sich ein und dasselbe Phänomen wiederholt: das Bestreben des einen Teils, einen wenn auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der ihn von seinem Verfolger trennt, und das des anderen, durch sofortige Aufnahme der neuen Mode denselben wiederum auszugleichen."

Die Sitte und die Mode müssen streng voneinander unterschieden werden, aber sie haben manches miteinander gemein, sind sich in mehreren Zügen ähnlich. Auch die Mode ist sozialer Wille, der sich in der Praxis betätigt: „man" tut so und so, es ist so üblich, folglich muß ich es auch tun, ich muß die Mode mitmachen: diesen Schluß zieht besonders in bezug auf die Art und Weise — Mode heißt ja eigentlich Art und Weise *(modus)* — wie sie ihre Kleider machen läßt, jede Frau, die sich zur „Gesellschaft" oder auch nur zur „besseren Klasse" rechnet; sie anerkennt damit eine ungeschriebene Vorschrift als für sich gültig, sie unterwirft sich dem Zwange der Mode. Und wodurch wird dieser Zwang ausgeübt? Durch die immer wache, immer drohende, von jedem, der sich öffentlich zeigt, herausgeforderte Kritik, die Meinung der Leute. Man wird zum Sklaven der Mode, man folgt blindlings ihren Launen. (Immer ist hier im „Man", als das wesentliche Element, die Frau enthalten, auch die Frau oder das Weib im Manne, als bezeichnend für die männlichen Modenarren!) So ergreift die Mode alle Lebensgebiete wie die Sitte. Sie ist die flüssig gewordene Sitte, daher auch die leicht und flüchtig gewordene; also die Sitte, die ihr Wesen aus sich herausgesetzt hat, die in ihr Gegenteil umgeschlagen ist. Denn in ihrem Wesen lag es, alt, starr, schwer und ernst zu sein. Nach J. v. Falke wäre um die Mitte des 14. Jahrhunderts

das zuerst eingetreten, „was wir seitdem unter Mode verstehen, der ewige, scheinbar zufällige Wechsel in der Tracht mit seiner unbedingten Herrschaft über alle Klassen der zivilisierten Menschheit, die sich über das bloße Dasein, die einfache Fristung des Lebens, erhoben haben . . . die Zeugnisse geben bestimmt an, wie die Mode in dem gedachten Sinne als eine Macht den Zeitgenossen ins Bewußtsein tritt.“ Man kann die Mode auch als die Sitte der Jungen bezeichnen, und dies bedeutet nicht so sehr die jüngeren Lebensalter als die jüngeren gesellschaftlichen Schichten, vor allem die Bewohner großer Städte, in denen sich die Leichtigkeit und Geschwindigkeit der Industrien entwickelt, die der Mode dienen, und von ihr leben. Sitte entwickelt sich in der Zeit, daher in vielen vertikalen Linien (gleichsam von unten nach oben); Mode breitet sich aus im Raume. Jene hat die Tendenz sich zu partikularisieren, diese sich zu generalisieren.

Jhering hat kaum im Vorbeigehen darauf acht gegeben, daß auch die Umgangsformen in hohem Maße der Mode unterliegen, durch die Mode „diktiert“ werden, weil eben auch in ihnen gerade die gute Gesellschaft paradiert, die ihre „Vornehmheit“ darin zu zeigen wünscht, wenn auch das Bedürfnis, Neues aufzubringen, hier wenig Spielraum findet. Das stabile Element ist notwendig stärker, das aber auch bei der Kleidung nicht fehlt; dies stabile Element ist eben da, wo die Sitte in natürlichem Verständnis beruht, und dies geht wesentlich auf die Ehren zurück, die dem Alter und den Frauen erwiesen werden, überhaupt auf die natürlichen Unterschiede, obwohl die Mode sich oft wie geflissentlich auch über diese hinwegsetzt; teils ist es auch eine echte Sitte, ohne daß man an ihren Sinn dabei denkt oder

ihn auch nur kennt; so werden bei der deutschen Sitte des Händedrückens nach gemeinsamem Schmause die dazu gehörigen Worte „Gesegnete Mahlzeit" (wobei auch das „Gesegnete", obgleich die Hauptsache, sehr oft weggelassen wird) offenbar fast gedankenlos gesprochen, wenigstens ohne daß man sich dabei eines ausgesprochenen Wunsches bewußt wird, geschweige denn des alten Sinnes, daß der gemeinsame Genuß eine gemeinsame Kulthandlung bedeutet, wie noch in der Christenheit das heilige Abendmahl. Neuerdings aber wird es „Mode", bei dieser Gelegenheit wie bei anderen den Damen die Hand zu küssen. Bekanntlich ist der Handkuß, wie das Küssen des Saumes der Gewänder, noch heute Volkssitte in Gegenden, wo das Volk in Demut und Unterwürfigkeit geübt ist, das katholische Volk küßt seinen Priestern die Hände, und Damen, zumal älteren, sie zu küssen, ist gleichfalls alte Rittersitte, die sich als solche auch in adlichen Familien und Zirkeln erhalten hat. Dennoch bezeichne ich diese Gepflogenheit, die sich neuerdings ausbreitet, als „bloße" Mode, denn sie beruht auf äußerer Nachahmung und auf dem Reiz der Neuheit für die bürgerlichen Kreise, nicht auf dem Herkommen und der Pietät dafür wie die Beobachtung einer Sitte. Ein Sinn für das Zierliche, Elegante, Schmeichlerische und Weiche trägt hier wie überall die Mode, und charakterisiert sie. Wesentlicher Grund der Nachahmung ist aber der rein gesellschaftliche, zu zeigen, daß man weiß, was sich gehört, abzustechen als „alamodischer Kavalier" (wie man vor 200 Jahren sagte); wenn auch der Einzelne sich nicht immer dieses Motives bewußt wird. Wenn die Mode sehr allgemein wird, so dürfte man sie bald als gemein empfinden, und sich dadurch auszeichnen wollen, daß man sie nicht „mitmacht". Simmel spricht

sich geistreich über die Mode dahin aus, ihr eigentümlich pikanter, anregender Reiz bestehe in dem Kontraste zwischen ihrer ausgedehnten alles ergreifenden Verbreitung und ihrer schnellen und gründlichen Vergänglichkeit, dem Rechte auf Treulosigkeit ihr gegenüber.

Auch bei der Mode muß man unterscheiden, ob der Ausdruck bloß einen tatsächlichen Gebrauch, ob er eine Norm, ein Gesetz oder eine Macht, die dahinter steht, m. a. W. den gesetzgeberischen Willen anzeigt; und dies ist der eigentliche Sinn, in dem wir die Mode meinen. Aber bei dem Willen, den die Sitte sowohl als die Mode in sich enthält, muß man wiederum verschiedene Arten des Wollens unterscheiden: von dem, was die Sitte erlaube, war schon die Rede; so erlaubt auch die Mode manches, ohne es gerade zu billigen und zu empfehlen. Es ist ihnen genug, wenn sie sich als Herren betätigen; und jeder Herr tut seinen Willen in vielen Abstufungen kund: manches gestattet und erlaubt er, anderes begünstigt, rät und empfiehlt er, anderes sucht er durch Mißbilligung, Tadel und Warnung zu hemmen; und nur auf das, was er für wichtig hält, beziehen sich seine mehr oder weniger strengen Ver- und Gebote: das Empfehlen geht in Befehlen über. Die Mode ist, so sehr sie als tyrannisch verrufen ist, ihrem Wesen nach nicht streng; dafür ist sie zu wandelbar; wo sie streng befiehlt, da ist sie auch dauerhafter und nimmt ideellen Gehalt in sich auf, nennt sich daher auch lieber die gute oder feine Sitte. Diese schreibt z. B. den Männern für den Besuch eines Diners und für viele andere Gelegenheiten den Gebrauch des Fracks und der weißen Halsbinde vor; und in solchen Dingen unterscheiden sich doch wieder die Vorschriften der gesellschaftlichen „Sitte" von den Ge-

boten des Anstandes. Wer zu einem Festmahl im einfachen Gehrock sich einfindet, verstößt wohl gegen jene, aber durchaus nicht gegen diese, wenn nämlich der Rock „anständig" ist; wenn aber mehrere Knöpfe abgerissen und Fettflecke darauf sichtbar sind, so wäre das „schon nicht mehr anständig". Wer aber in einem (vielleicht eleganten) Harlekinsaufzug erschiene, von dem würden wir sagen, daß er die Grenzen des Taktes und guten Geschmackes überschreite, wir würden ihn albern schelten. Und wenn einer sich verspätet und ohne dem Wirte oder den Mitgästen sein „Kompliment" zu machen, seinen Platz wie an der Wirtstafel einnimmt, so werden wir finden, daß er die Gebote der Höflichkeit oder der Schicklichkeit außer acht lasse. Auf den Unterschied dieser „Gesetzbücher" von dem der Sitte wurde schon aufmerksam gemacht. Freilich: auch die Sitte will es, daß man zu festlichen Gelegenheiten ein „hochzeitlich Gewand" anziehe; die Regel gilt nicht nur in der „guten Gesellschaft". Aber wo die Sitte wirklich lebendig ist, da findet sie eben regelmäßig Gehorsam, sie wird peinlich befolgt und wer von ihr abweicht, erscheint, wenn es nichts Schlimmeres ist, fast wie ein Irrsinniger; als so notwendig setzt sich regelmäßig die Sitte. Hingegen die feine Sitte gibt sich selbst als ein Ideal; es wird wie eine schöne Kunst betrachtet, ihren Anforderungen „tadellos" gerecht zu werden. Es erfordert ein Studium, in das man eingeführt werden muß; und in den höchsten Kreisen weiß nur der Zeremonienmeister alles, wie es sich gehört: hier herrscht die „Etikette" (so genannt nach Zetteln, auf denen jedem sein Rang, also Stellung und Sitz bezeichnet war), die weder Sitte noch Mode ist; von der Sitte hat sie das Steife und Strenge, von der Mode das Äußer-

liche, Gesellschaftliche, Unvolkstümliche: sie ist die entgeistigte Sitte.

Eben durch ihre Zeremonien und Riten ist die feine Sitte der Religion verwandt, von der sie sich andererseits so stark unterscheidet; denn die feine Sitte ist ganz und gar weltlich und dient hauptsächlich dem Vergnügen. Aber im Förmlichen und Feierlichen liegen die Berührungspunkte, daher auch überall, wo es sich um einen Kultus handelt: in diesem Sinne werde an den Totenkult wiederum erinnert, aber auch an den ganz und gar, oder doch beinahe, religiösen Kult, der den „Majestäten" zu teil zu werden pflegt, und endlich an den Kultus, den die Männerwelt von altersher den Frauen gewidmet hat. Hier zumal bemerken wir die Sitte in ihrem Übergang zur feinen Sitte, in ihrer Veredlung und veredelnden Wirkung; die aber auch in eitle Nichtigkeiten und in ein luxuriöses Raffinement übergeht, wo eine glänzende Außenseite die Fäulnis überdeckt, wie von jeher an den Höfen und in allzuvielen Salons der Fall gewesen ist. Immer ist die Mode ein Moment und Symptom der Auflösung der Sitte; eben weil jene nicht volkstümlich sein will noch sein kann, sondern privilegiert, standesgemäß, distinguiert und distinguierend. Darum wünscht der Dichter, daß die Freude wieder einen möge „was die Mode streng geteilt".

Die Standessitten haben auch, wenn sie sonst echte Sitten sind, dies mit der Mode gemein. So auch die höchst charakteristische Standessitte des Duells; Jhering stellt es als Typus einer schlechten Sitte oder „Unsitte" dar, ohne zur Erkenntnis seines Wesens dadurch beizutragen. Es bezeichnet aber den Herrenstand, und vorzüglich den kriegerischen, ritterlichen Herrenstand, dessen fast einzige oder doch allein wesent-

liche Ehre die Tapferkeit ist; es bezeichnet ihn als selbstherrlichen Stand, der für sich in Anspruch nimmt, die Streitigkeiten innerhalb seiner, die „Händel" nach seiner Sitte, d. h. eben nach seinem eigenen Willen und darin enthaltener Regel, auszumachen. Dem Wesen des modernen Staates, der prinzipiell keinen Stand, der über seinen Gesetzen steht, anerkennt und nur (als monarchischer, d. h. teilweise privatrechtlicher Staat) noch Ausnahmen zugunsten des hohen Adels macht, ist es entgegen; müßte daher, und würde von diesem Staat besonders scharf bekämpft werden, wenn nicht eben der Stand, der diese Sitte hat, in ihm — wenigstens in mehreren seiner Exemplare — maßgebenden Einfluß genug besäße, um ein laxes Spezialgesetz, das die Duelle begünstigt, indem es sie verbietet und unter Strafe stellt, durchzusetzen und aufrecht zu erhalten. Jede Standessitte hat aber eben dies mit der Mode gemein, und ist ihr insofern verwandt, daß sie nicht volkstümlich und gemein sein will; so wird auch die Duellsitte aus dem Grunde nachgeahmt, weil der Reiz, einem so ausgezeichneten Stande, wenn nicht anzugehören, so doch in einem wichtigen Punkte zu gleichen, für das Gefühl (zumal jüngerer Männer), nennen wir es nun Ehrgefühl oder Eitelkeit, so stark ist, daß die Gefahr für Leib und Leben dadurch aufgewogen wird. Dies macht, daß ganze Gruppen und Kategorien derer, die zum Herrenstande gehören wollen, eine Sitte, wie die Duellsitte, für sich selber in Anspruch nehmen. Freilich noch stärker wirkt negativ beim einzelnen Manne die Furcht, ausdrücklich als ein Mann erkannt und gekennzeichnet zu werden, der nicht dazu gehört, also nicht ein „Kerl ist, der Ehre im Leibe hat".

Die herrschenden Klassen einer Gesellschaft spielen immer

eine Doppelrolle, die oft auch auf verschiedene Schichten dieser Klassen verteilt ist. Sie sind einerseits an der Spitze von Neuerungen, also auch insofern als sie „neue Moden" oft vom Auslande her einführen; andererseits sind sie stockkonservativ und streng „national", hängen also auch an alten Sitten, gerade weil ihre eigene Position auf dem Alter beruht. Vorbildlich für beides ist immer der „Adel", und zwar nicht selten so, daß ein jüngerer oder „Briefadel" die eine, der ältere oder Uradel die andere Rolle repräsentiert, wenigstens mehr akzentuiert. Aber auch dieser, so konservativ er sein mag, verhält sich doch verschieden, je nach Gegenstand und Zwecken. Kraft der engen Verbindung von Religion und Sitte bleibt die Sitte besonders volkstümlich, allgemein, und zugleich dauerhaft als religiöse Sitte. Infolge der Kirchenspaltung hatte sie freilich in deutschen Landen einen schweren Bruch erlitten. In den Zeiten der Restauration suchte der Adel um so mehr seine Stütze an ihr, als er sich nun erst recht dem Landvolke gegenüber als Obrigkeit konstituierte, und durch den Besitz des Patronatsrechtes auch die kirchliche Gemeinde bevormunden konnte. Aber beflissen wie er war — sonderlich in den Trübnissen des 17. Jahrhunderts — als Stand sich schärfer vom Volke zu scheiden, mochte er auch die kirchliche Sitte nicht mehr mitmachen. Es schien „disreputierlich", daß ein adlich Kind „mit dem Wasser sollte getauft werden, mit dem auch gemeine Kinder getauft sein". Man führte Privattaufen, Privatkonfirmationen ein. Man erbittet vom Landesfürsten das Recht, im Hause, oder in der Kirche vor (anstatt nach) dem Gottesdienste das heilige Nachtmahl zu nehmen. Zwei adliche Damen klagen in einer Eingabe an den Kurfürsten von Sachsen, daß sie sich bei der Kom-

munion „durch die große Menge des gemeinen Volkes mit vieler Inkommodität und Verdruß durchdrängen müssen"; man will eben nicht mehr mit der großen Menge „kommunizieren". Bald ließ sich der Adel nicht mehr aufbieten und nicht mehr in der Kirche trauen. „Auch die Begräbnissitte stieß man um" (alles nach Paul Drews, Der Einfluß der gesellschaftlichen Zustände auf das kirchliche Leben: Zeitschr. für Theologie und Kirche XVI, 1). Der Adel zog stille Begräbnisse, abends bei Fackelschein, mit Standreden anstatt der üblichen Leichenpredigt, vor. Er entzog sich der kirchlichen Zucht. Bei heiligen Bräuchen emanzipierte er sich sogar von der hergebrachten ernsten und strengen Sitte der Andacht, unterhielt sich „als ob sie auf einem Ball oder bei einer Oper oder sonst einem Gelag beisammen wären". Interessant ist auch, wie der Pietismus, seiner Tendenz nach in die entgegengesetzte (volkstümliche) Richtung wirkend, vom Adel aufgenommen wurde, um „das, was als soziales Vorrecht illegal war, nun als erbauliches Mittel legal und berechtigt erscheinen zu lassen". Denn die öffentlichen kirchlichen Handlungen konnten, im Sinne der pietistischen Denkungsart, als „unerbaulich" verschmäht werden. So hat auch in dieser Hinsicht der Pietismus dem Rationalismus vorgearbeitet, für den die Bedeutsamkeit kirchlicher Formen und religiöser Handlungen überhaupt verblaßt, der eine modische Bildung, die als solche notwendig exklusiv ist, an die Stelle einfältigen, kindlichen, in der Überlieferung wurzelnden Glaubens setzt. Die ihrem Wesen nach wissenschaftliche Bildung greift aber die Religion zerstörender an als die Sitte; gerade als feine oder gute Sitte vermag sich, zumal wenn die Staatsgewalt hilft, religiöse Sitte zu erhalten oder sogar wiederherzustellen; die dadurch

freilich rasch heuchlerisch und verlogen wird, also alles, was sie an innerer Schönheit besaß, jämmerlich einbüßt.

DIE Gesellschaft, als Subjekt und Träger der Mode, steht in einem gewissen notwendigen Gegensatze zur Sitte. Sie ist modern, ist gebildet, ist weltbürgerlich. Sie vertritt durchaus andere neue Prinzipien, sie will nicht Stillstand, sondern Fortschritt. Der Handel, die Warenproduktion, die Manufaktur und Fabrik, sind ihre Elemente, mit denen sie ihre Netze über die ganze bewohnte Erde ausspannt. Sie will Bewegung, und zwar beschleunigte; sie muß die Sitte auflösen, um den Sinn und Geschmack für das Neue, für die importierten Waren zu entwickeln; sie rechnet auf individuelle Antriebe, besonders auf Neugier und Putzsucht junger Leute, und auf die Lust zu tauschen, das Gefallende zu erhandeln; die Anhänglichkeit und Treue zum Überlieferten, dem Eigenen, Ererbten, muß da weichen. Der Verkehr wirkt überall auflösend, zersetzend. Handel und Verkehr, städtisches Leben, Anwachsen der Großstädte, Macht des Geldes, Kapitalismus, Scheidung der Klassen, allgemeine Bürgerlichkeit und Bildungsstreben, alle diese Seiten der gleichen Entwicklung einer Zivilisation, begünstigen die Mode, beschädigen die Sitte. Bald findet auch das Landvolk seine alten Sitten sonderbar und lächerlich. Die billige glänzende Ware imponiert ihm mehr als das altfränkische Stück seines Hausrats, mit den schönen wunderlichen Formen. Und so in allem. Das großstädtische Muster wird nachgeahmt. Die rasch, mit mechanischer Technik fabrizierte Ware ist oft unschön und undauerhaft, wie die

Mode, der sie entsprungen ist. Die ganze gesellschaftliche Zivilisation hat etwas, was dem künstlerischen Geiste, der ganz in Tradition und Treue beruht, entgegen ist. Sie ist oberflächlich, äußerlich. Dünn, leicht, unecht, uniform und monoton sind ihre Massenprodukte. So wird ein Zeitalter vorherrschender Mode und vorherrschender gesellschaftlicher Zivilisation mächtig gegenüber einem Zeitalter, das hinter ihm liegt, aber zugleich immer noch in ihm steckt, vorherrschender Sitte, vorherrschender bäuerlich-bürgerlicher, und darin beruhender geistlich-adliger Kultur. Die Hast und Unruhe fortwährender Neuerung, das Allfließen, Dauer nur im Wechsel, erfüllen jenes. Dann neigt es dazu, dieses sich zu idealisieren: antik wird modern. Man sehnt sich zurück zur Natur, man sucht die alten Scharteken wieder hervor, preist und pflegt alte Lebensformen, alte Sitten, findet auch an der Religion wieder Geschmack, entdeckt im Einfachen, Hausbackenen echten Stil, kunstgerechte Formen. Dies wiederholt sich von Zeit zu Zeit in rhythmischen Stößen. Industrie nutzt diese Mode aus wie andere. Der Geist der Gesellschaft bleibt derselbe. Er kann nicht über seinen eigenen Schatten springen. Aber in seiner Vorwärtsrichtung liegt die Möglichkeit der Überwindung. Sie liegt in der Neugestaltung der ökonomischen Grundlagen: daß die natürliche Wechselwirkung von Produktion und Konsumtion wieder an die Stelle der Überherrschaft des beweglichen Kapitals, des Handels und Verkehrs träte, würde auch das Leben wieder stabiler, ruhiger, gesunder machen, es würde eine mit Bewußtsein gepflegte Sitte, wie eine ebenso gepflegte Kunst wieder ermöglichen; würde sogar Religion zu neuem Leben als „Weltanschauung" im Geiste der Wahrheit, oder besser: als Streben nach dem Geiste der Wahr-

heit und Verehrung ihrer Idee zu erwecken vermögen. Eine Gesellschaft, die einen solchen Weg einmütig, mit klarer und starker Erkenntnis einschlüge, würde zeigen, daß sie nicht mehr Modelaunen folge, sondern einen vernünftigen Willen hervorzubringen imstande sei. Und das Wachstum ihrer Vernunft ist das, was sie allgemein auszeichnet, was in der Entwicklungslinie der Sitte und Gesittung selber liegt, ihre Veredlung und Verfeinerung, von der wir mehrfach Erwähnung getan haben, die Befreiung von Aberglauben, Spuk und Zauber, die Freude an der Erkenntnis, die selber ein Kunstgenuß und ein Antrieb zu künstlerischer Naivetät und Schaffenslust werden kann. Die Gegenwart enthält solche Momente und Elemente, wenn auch nur gleich verstreuten Samenkörnern. Von der Zukunft kann man eher sagen, daß sie in diesem Sinne, dieser Richtung, sich ausbilden solle, als daß sie es werde.

Ganz analog zur Gesellschaft wirkt auch der Staat — in seiner empirischen Erscheinung der andere Ausdruck der Gesellschaft — auf die Sitte. Sie ist konkret, sich besondernd, ländlich, landschaftlich-städtisch, der Staat stellt in sich einen einheitlich-abstrakten Willen dar, der ordnen, d. h. ausgleichen will, durch Polizeiverordnungen und Gesetze bekämpft er die Sitte, wo sie ihm schädlich oder auch nur gefährlich scheint; mindert ihr Ansehen überall durch seine ausschließende Autorität. Er dient dem Fortschritt, der Entwicklung freier Persönlichkeiten, aber dies geschieht auf Kosten des Volkes und seines gemeinschaftlichen, genossenschaftlichen Lebens. Es ist nicht wohlgetan, darüber zu klagen, wie sehr sich der Denker und Forscher dazu versucht fühlen möge. Je mehr er die innere Notwendigkeit des Prozesses begreift, desto mehr wird seine Klage verstummen. Aber einem Gefühle

des Tragischen im Gange der Dinge braucht er nicht zu wehren. Gerade weil der Fortschritt so groß, hat der Zusammenbruch des Herkömmlichen so viel Erschütterndes; denn an den Fortschritt knüpfen sich die Erwartungen, daß er auch das Gute des alten Lebens wiederherstellen oder ersetzen solle, und er vermag es nicht, er leistet nur das Seine, er gibt den Menschen Gelegenheit zum Broterwerb und, soweit ihnen Zeit übrig bleibt, auch Gelegenheit zur allgemeinen Bildung. Alles Heimatliche, Traute, Gemütliche verschwindet; das Individuum wird auf sich selber gestellt. Der Staat befördert, im Namen des wirtschaftlichen Fortschritts, der rationellen Landwirtschaft, die Auflösung der dörflichen Realgemeinde, Aufteilung der gemeinen Weide, Aufhebung der Gemengelage und des Flurzwanges, die alle von der Sitte geregelt waren. Wie Leben und Recht des Bauern, so war das des Bürgers, namentlich des Handwerkers, in Zunft und Stadtgemeinde, durch die Sitte beherrscht, die auf der Idee der natürlichen Eintracht, der Brüderlichkeit gegründet ist. Der Geist der Sitte ist kommunistisch und bleibt es, trotz der Entwicklung des Privateigentums. Die individuellen Rechte sind innerhalb der Sitte nicht nackt und absolut; sie sind mehr zueinander als gegeneinander gekehrt. Erst ein technisch entwickeltes, nationales Recht wie das römische, eine staatliche Gesetzgebung, die es aufnimmt oder auf gleichen Prinzipien sich aufbaut, stellen jene in den Vordergrund; sie kennen nichts als die — wenn möglich auch individuelle — Obrigkeit und die Einzelmenschen, die teils durch Gesetz in ihren Verhältnissen zueinander geordnet sind, teils durch freie Verträge ihre Beziehungen und Rechte abgrenzen und regeln. Das Recht wird von der Moral geschieden, mit der die Sitte es verbunden hatte. Jeder ist — der

Idee nach — des andern Feind, wenigstens Prozeßgegner, weil jeder dem andern, wenn auch in rechtlichen Formen, zu nehmen sucht. Sitte und Religion sind höchst unvollkommene, oft kindliche, zuweilen kindische Ausdrücke des Volksgeistes, aber sie sind des Volkes eigener Wille, dessen es sich freut, während der Wille der Obrigkeit, auch wenn er theoretisch konstruiert werden kann als ein vom Volke aus sich herausgesetzter (autorisierter), ihm als ein fremder gegenübertritt. In der Periode des fürstlichen Absolutismus, die auch in konstitutionellen Formen noch fortdauert, tritt dies am grellsten hervor. „Das charakteristische Merkmal dieses Gedankens (der Obrigkeit) ist, daß er den Staat als etwas vom Volke Verschiedenes setzt; daß er in dem abstrakten Begriff dieses Staates die Summe aller öffentlichen Gewalt . . . konzentriert; daß ihm die Obrigkeit die sichtbare Repräsentantin dieses abstrakten Begriffes ist, außer dem Staat aber nur Individuen existieren" (Gierke). „Während die Gemeinheitsverfassung die Organisation bestimmt, vermöge deren die Gesamtheit sich selbst regiert, enthält die Obrigkeitsverfassung die Organisation, vermöge deren die Gesamtheit regiert wird . . . Wenn so das obrigkeitliche Prinzip die Verwirklichung des absoluten Staates anstrebt, so erscheint derselbe zugleich als Polizeistaat" (ders.). Die Polizei erweist sich als überaus nützlich, ja notwendig, aber sie hemmt das „Publikum", die Untertanen auch da, wo sie in der Sitte sich noch frei bewegt haben. Sie will sie auseinanderhalten, um Gewalt zu verhüten. Sie hält sie aber auch auseinander, wo ihr Zusammenkommen Eintracht bedeutet und fördert, Sitte begründet und erhält. Hier begegnet überall die „Terrainstreitigkeit zwischen Sitte und Gesetz". „Wie manch sinniger Brauch fällt polizeilicher Supervorsichtig-

keit zum Opfer, wie manch ursprünglich unschuldige und unschuldverwahrende Freiheit ist durch das bevormundende Gesetz verboten, und damit erst die Gefahr eines Mißbrauchs zum Bewußtsein gebracht — wie oft reizt eine . . . staatliche, als herrschsüchtige Willkür sich anlassende Vorschrift erst recht zu einer Übertretung, welche dann nicht mehr ungefährlich ist, wenn man vielleicht gar Natur und Behörde gleichermaßen zu überlisten, Bedacht nimmt — das Bilden des individuellen Geistes nach individuellen Neigungen und Anlagen: die bureaukratische Uniformierung duldet es nicht länger und jeder Streifen Landes, den bei solcher Grenzregulierung das unaufhaltsam vordringende Gesetz erobert: die Sitte ist es, die ihn abgeben muß" (Bahnsen, Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt II, S. 292). Schiller rühmt der Sitte nach, daß sie den Menschen frei und mächtig mache. Wo die Polizei und ihr Staat nach ihren eigensten Intentionen wirken, machen sie den Menschen unfrei und ohnmächtig. Sie bewachen und bevormunden ihn wie ein Kind. Ein geistig reifer und stärker werdendes Volk will wieder sein eigener Herr sein. Es will im Staate sich selber erkennen, sich in den Staat hineinbilden. Es will wieder auch in engeren Kreisen sich selbst regieren. Soweit dies gelingt, ist auch ein gewisses Wiederaufleben der Sitte möglich; soweit ihr nicht die Gesellschaft und ihr Zeitgeist entgegenwirken; soweit nicht die Freiheit, welche herrschende Klassen für sich selber erwerben und behaupten, in der Gesellschaft und im Staate zur Unterdrückung der Freiheit des „Volkes" d. h. der Massen, die als untere Klassen ihnen gegenüberstehen, angewandt wird. In diesen erhält sich das Wesen des Volkes stärker, mit seinen Tendenzen zu Eintracht und Sitte, zur „Solidarität". Aber in ihrer fort-

schreitenden Befreiung und Entwicklung nehmen sie resoluten Anteil an einer wissenschaftlichen Vernunft, welche immer am meisten, und am meisten unmittelbar die Tendenzen der Individualisierung begünstigt.

„La coutume est la raison des sots“, so sprach der König der Aufklärung sein Verdikt. Dem entspricht im allgemeinen die Haltung der Wissenschaft zur Sitte. Wissenschaft ist ihrem Wesen nach rationalistisch. Der große Sinn der kritischen Philosophie besteht darin, der Wissenschaft dies zum Bewußtsein zu bringen, also sie auch ihrer Schranken bewußt zu machen. Die bedeutendste Schranke ist die, daß sie das Lebendige nur mangelhaft in ihre Formeln spannen kann. Den organischen Tatsachen gegenüber versagt die klare Rechnung. Der Rationalist versucht die Tatsachen des Lebens mechanisch, er versucht in analoger Weise die Tatsachen des Geistes intellektualistisch zu verstehen und zu deuten. Er sieht in diesen ein Mehr oder Weniger von Klugheit, von logischem Verstande, der das Nützliche, Zweckmäßige erkennt und bildet. Gewohnheit erscheint ihm, gleich dem Instinkt, als etwas Tierisches, Dunkles, Geringes und Niedriges. Daher auch Sitte, die so vielfach mit Aberglauben zusammenhängt und ebenso wie dieser beurteilt wird. Aber dies ist ein unzulängliches Urteil. Der Denkende muß das unbewußt Schaffende im menschlichen, sozialen und individuellen Geiste erkennen, und Vernunft nicht nur in dem finden, was der Form nach vernünftig ist. Er wird dann der Gewohnheit und Sitte gerecht werden und der höchst wichtigen Funktion, die sie je im individuellen und im sozialen Geiste erfüllen. Beide sparen dem Willen Arbeit, sofern das, was sie regulieren, wie von selber geht, über Zweifel und Bedenken hinausgehoben ist, das Leben er-

leichtert. Wenn sie nur die Vernunft nicht gefangen nehmen, bleibt für diese um so mehr Spielraum zu freier Betätigung. Diese Bequemlichkeit bietet auch ein Gedanken- und Meinungssystem, wie eine Religion es darstellt, nebst den daraus hergeleiteten Vorschriften für das Handeln, die mit denen der Sitte so regelmäßig zusammenwirken, daß wir religiöse Sitte überall charakteristisch fanden. Hier ist aber auch der Konflikt am offenbarsten unvermeidlich. Ein Glaube macht darauf Anspruch, wenn nicht begründet, so doch wahr zu sein; er steht daher immer vor dem Forum des wissenschaftlichen Denkens. Seine Nützlichkeit, sein Wert vermag ihn in dieser Hinsicht nicht zu decken. Sitte macht jenen Anspruch nicht. Sie will aber auch nicht nach ihrer bloßen Zweckmäßigkeit beurteilt werden, da würde sie leicht durch eine vernünftige Einrichtung übertroffen. Sie hat ihren Wert als (sittlich) gute Sitte und als schöne Sitte. Als gute Sitte hat sie einen ethischen, als schöne Sitte einen ästhetischen Wert. Das vollkommen Sittliche hat auch ästhetischen, das vollkommen Ästhetische auch ethischen Wert. Beide Werte sind über bloße Zweckmäßigkeit erhaben, sie sind an sich selber Zwecke. Die wissenschaftliche (diskursive) Vernunft kann sie daher auch nicht nachbilden, sondern nur anschauen und beschreiben. Dennoch wird sie immer ihnen entgegen sein, weil und insofern als sie selber eben das Zweckmäßige bilden will; wohl auch, weil mit ihr ein anderer, oft ein rasch sich erneuernder, also wechselnder Geschmack sich assoziiert; denn die Elemente des Geistes sind nicht unabhängig voneinander; Geschmack aber ist ein Ausdruck des Willens. Der Wille, der frei das Zweckmäßige erwählt und vorzieht, ist Willkür. Aber diese Assoziation ist nicht notwendig und wesentlich. Das wissenschaftliche Denken

kann sich auch mit Wesenwillen und darin beruhendem Geschmack verbinden. Es wird um so mehr dazu geneigt sein, je mehr es selber in die Tatsachen des organischen Lebens und Schaffens, also auch in die Werkstatt des moralischen und des künstlerischen Genius verstehend hineindringt. So wird auch das freieste Denken vielfach das Sittliche der Sitte anerkennen, gelten lassen, begünstigen. Es wird oft sagen: lieber eine mangelhafte als gar keine Sitte! Nietzsche hielt schon 1881 für eine Grundeinsicht in die Entstehung der Moral, daß Sittlichkeit nichts anderes (also namentlich nicht mehr!) sei, als Gehorsam gegen Sitten, welcher Art diese auch sein mögen; der freie Mensch sei unsittlich, weil er in allem von sich und nicht von einem Herkommen abhängen wolle — als ob er nicht das Hergebrachte als sinnvoll, als schön und gut begreifen und ehren könnte, und ihm gehorchend eben sich selber gehorchen! Ganz treffend aber sagt der Amoralist am Schlusse dieses Aphorismus (Morgenröte 9): „Unter der Herrschaft der Sittlichkeit der Sitte hat die Originalität jeder Art ein böses Gewissen bekommen; bis diesen Augenblick ist der Himmel der Besten noch dadurch verdüsterter als er sein müßte". In der Tat ist die Sittlichkeit der Sitte längst unzureichend geworden. Sie muß im Feuer der Kritik gereinigt werden, und sie bedarf, wie viel auch von ihr als lauteres Gold sich bewähren möge, der Ergänzung, wie Edelmetall des Zeichengeldes. Ein neues Gesetzbuch der Sittlichkeit, das sich nicht an die Sitte gebunden hält, ist notwendig geworden. Je mehr wir freier von der Sitte und freier in der Sitte werden, desto mehr bedürfen wir der bewußten Ethik, d. h. aber der Erkenntnis dessen, was den Menschen zum Menschen macht: der Selbstbejahung der Vernunft; und die Vernunft muß

eben dadurch aufhören, eine wesentlich analytische Potenz zu sein; sie muß zu freudigem Schaffen der Gemeinschaft sich entwickeln. Erst dadurch wird sie als „des Menschen allerhöchste Kraft“ sich bewähren, oder vielmehr erst dazu werden.

URTEILE ÜBER DIE SAMMLUNG

DIE GESELLSCHAFT

„Neue Durchblicke durch neue Einblicke in das Leben der Gesellschaft will die neue Sammlung eröffnen. Aus den vielverschlungenen Fäden, die durch das Zusammensein der Individuen geknüpft werden, ergeben sich ganz besondere Einschläge auch im Seelenleben des Einzelnen. Und wie aus den inneren Wechselbeziehungen der Individuen erst bestimmte psychische Gebilde entstehen, so wirken diese sozial gewordenen Bildungen dann ihrerseits auf den Einzelnen zurück. Diese Widerspiegelungen der Gesellschaft in der Psyche des Menschen, die ihr ganz spezifisches Gepräge tragen, und umgekehrt wiederum jene Entstehungen aus den bestimmten seelischen Dispositionen sollen nun untersucht werden. Nicht in der Weise, daß die sozialpsychologischen Grundformen als solche analysiert und erklärt würden; sondern vielmehr sollen die verschiedenen Gebilde, Menschengruppen und Betätigungen selbst aus ihrem sozialpsychischen Sein und Verhalten geschildert werden. Ein solches Unternehmen scheint mir nützlich und anregend. Es zwingt, die Probleme unter ganz bestimmtem Gesichtswinkel und ganz bestimmten Bedingungen zu sehen, Zusammenhänge klarzustellen, die sonst, wenn nur die fertigen Ergebnisse betrachtet werden, dem Beschauer sehr leicht entgehen. Es können so äußerst wichtige Beiträge zum inneren Verständnis alles sozialen Geschehens durch die neue Sammlung geschaffen werden."

Deutsche Literaturzeitung (Prof. F. Eulenburg)

„Endlich einmal ein Trunk frischen Quellwassers! Keine auf Flaschen gezogene Begeisterung. Gerade der Deutsche neigt nur zu sehr dazu, alles Wissenswerte in den Rauchfang zu hängen, sich immer in die Vergangenheit zu versenken. Was aber tatsächlich je und je allein die Gemüter der Menschen beschäftigt hat, das ist die Gegenwart."

Der Tag (Albrecht Wirth)

DIE GESELLSCHAFT

„Die Monographien zeichnen sich nicht allein durch die wissenschaftliche Gediegenheit des Inhalts, sondern zumeist auch durch eine ungewöhnlich frische und fesselnde Form der Darstellung aus. Die ganze Sammlung vermittelt in origineller Weise ein bedeutungsvolles Stück moderner Bildung."

Neue Zürcher Zeitung

„Die hier vereinigten farbigen Schilderungen von verschiedensten Menschengruppen und ihren Betätigungen enthalten nicht langweilig abstrakte Definitionen, sondern sie lassen uns förmlich mitleben und mitfühlen mit dem jeweils skizzierten Menschenzweig." Baseler Nationalzeitung

„Die Sammlung zeichnet sich in ihren einzelnen Stücken durch ein hohes persönliches Gepräge des Verfassers aus. Neben diese Eigenart tritt als weiterer Vorzug eine ausgezeichnete Darstellungskunst, welche von einer souveränen Stoffbeherrschung und klaren Anordnung durchdrungen ist."

Augsburger Postzeitung

„Ich habe mehrere Bände dieser einzigartigen, geschmackvollen und billigen Sammlung studiert und neben einer wunderbar klaren, schönen Sprache eine scharfe Problemstellung und Beleuchtung gefunden, so daß ich jedem raten kann: ‚Nimm's und lies'." Der Volkserzieher

„Zweifellos eine der bemerkenswertesten Erscheinungen neuzeitlicher Literatur." New Yorker Staatszeitung

„Zu den fast den Wert einer wohlgeordneten Bibliothek tragenden Sammelwerken ist „Die Gesellschaft" zur rechten Zeit getreten. Der Herausgeber hat es trefflich verstanden, gediegene literarische Kräfte heranzuziehen und mit ihrer Hilfe das Werk aufzubauen, das vielen Zeitgenossen und Nachgeborenen Aufklärung, Kenntnisse, Stärkung, geistige Kraft für den gerade jetzt auf sozialem Gebiete immer heftiger werdenden Kampf bringen soll." Straßburger Post

DIE GESELLSCHAFT

Bd. I: Das Proletariat von W. Sombart

„Sombart weiß uns das Proletariat plastisch vor Augen zu führen — ohne zu großen Pomp der Worte und mit starker Überredungskraft. Wie Meuniers Gestalten auf dem „Denkmal der Arbeit", wie die Lieder der Ada Negri. Das macht: das Büchlein ist auch künstlerisch sehr gut geraten und wird darum seine Wirkung nicht verfehlen. Die feinsinnigen Bemerkungen scheinen mir mit das Beste zu sein, was Sombart bisher geschaffen."

Deutsche Literaturzeitung

„Niemand wird das Büchlein aus der Hand legen, ohne die Überzeugung gewonnen zu haben, daß es ein vollwertiges Produkt des eigenartigen Sombartschen Geistes ist." Neue Freie Presse

„Es ist das Beste, was zum Verständnis dieser Volksschicht geschrieben ist." Protestantenblatt

Bd. II: Die Religion von Georg Simmel

„Simmel hat in seiner Darstellung eine überwältigende Fülle von Tiefsinn, Einsicht und Penetration niedergelegt. Seine Gedankengestaltung ist bei höchster Klarheit und wissenschaftlicher Schärfe von erlesenem, künstlerischem Reiz, da sein Denken nicht nur Tiefe, sondern auch Temperament und „Elan" besitzt. Er beherrscht den schwierigen, über die Maßen schwankenden und ausgebreiteten Stoff mit voller Souveränetät. Der Fülle seines Wissens entspricht der Reichtum an schöpferischen Gedanken, und der menschlichen Wärme des Gefühls entspricht die Kraft seiner Gestaltung." Münchner Neueste Nachrichten

„Eine außerordentlich geistvolle und trotz des geringen Umfangs höchst gehaltreiche Untersuchung." Heidelberger Zeitung

„Eine der gründlichsten und anregendsten Arbeiten über die Religion." Deutscher Kampf

„Dieses tiefsinnige und bedeutende Werk des Berliner Philosophen wird nicht verfehlen, unsere Ansichten über Entstehung und Wesen der Religion zu klären und zu vertiefen."

Das Wissen für Alle

DIE GESELLSCHAFT

Bd. III: Die Politik von Alexander Ular

„Das Buch ist außerordentlich interessant und durch die neuen Gesichtspunkte, die der Verfasser an mehreren Stellen weist, für jeden, der sich mit politischen Problemen befaßt, wertvoll."

Breslauer Morgenzeitung

„Das Büchlein ist nachdenklich und energisch, im einzelnen sehr gescheit, frech und farbig, und enthält eine Menge exotischer Sachen, die ihm Leben und stoffliche Fülle geben."

Königsberger Allg. Zeitung

„Ulars Auge ist wie seine Geistigkeit von unvergleichlicher Rezeptivität; seine Natur, sein Temperament, seine Mitteilungsform wie wenige soziabel und selbstherrlich in einem. Und so eröffnet er sofort große Horizonte." Neue Schweizerische Rundschau

Bd. IV: Der Streik von Ed. Bernstein

„In fesselnder Weise und mit großem Verständnis der gewerkschaftlichen Bewegung und ihrer Kampfbedingungen schildert uns Bernstein den Streik in seinem Wesen, seinem Auftreten, seinem Zweck und seinem Wirken. Im Zusammenhang mit dem gestellten Thema behandelt er das ganze gewerkschaftliche Problem."

Sozialistische Monatshefte

„Bernsteins Buch ist überreich an Inhalt in gedrängtester Form. Es beantwortet alle die Streike der Arbeiter betreffenden Fragen sachverständig und überzeugend." Die Wage

„Bernsteins Abhandlung ist eine gründliche wissenschaftliche Arbeit. Von Parteipolitik ist darin nichts zu finden. Voraussetzungslos, unabhängig vom Parteidogma, sucht er in seiner Monographie über den Streik die Wahrheit zu ergründen und kommt auf Grund ernster Untersuchungen zu Ergebnissen, die der Beachtung wert sind und denen auch der politische Gegner Anerkennung und Zustimmung nicht versagen kann."

Dresdner Anzeiger

DIE GESELLSCHAFT

Bd. V: Die Zeitung von J. J. David

„Die würdige, für den näher Zusehenden beinahe ergreifende Auseinandersetzung eines wertvollen Mannes mit dem Metier. Die Psychologie, die David vom modernen Journalisten gibt, ist glänzend. Ohne Schönfärberei, aber auch ohne Bitterkeit ist sie von einer zwingenden Wahrheit. Die Fachleute werden Davids Monographie mit begreiflichem Interesse lesen. Das Publikum aber wird nicht minder davon angeregt sein und sich über dieses komplizierte Problem in lichtvoller Weise belehrt finden. Und alle werden dem verstorbenen Dichter diese tapfere Schrift übers Grab hinaus danken."
Die Zeit

„David war jahrelang selbst Journalist gewesen, hatte das Metier mit all seinen Freuden und Leiden, Vorzügen und Fehlern ausgekostet. Was er darüber sagt, ist von jener tiefen, kompromißlosen Ehrlichkeit, die den einsamen, cliquefremden Dichter und Schriftsteller David seit jeher gekennzeichnet hat." Bohemia

Bd. VI: Der Weltverkehr v. Albr. Wirth

„Ein frischer Luftzug: Wirths kleines Buch „Der Weltverkehr". Man erwartet Wirtschaftslehre, Roggenpreise, stealtrust. Und einer, der so und so viele Male über den Ozean und durch Sibirien gefahren ist, und schreiben kann, erzählt, wie die Welt kleiner und enger geworden ist, und doch noch so seltsam, daß beim Lesen selbst unsereinem, der auch sein Teil gesehen hat, das Herz pocht beim Anblick solcher Globetrotterei." Die neue Rundschau (W. Fred)

„Wer das Weltgetriebe in seinen wichtigsten Organen genau kennen lernen will, der lese dieses Werkchen, das gewiß jedermann Vergnügen bereiten und eine Fülle geistiger Anregung bieten wird."
Pester Lloyd

„Vielleicht gibt es noch mehr Odysseuse, die so viel von dem Erdball gesehen haben, wie Wirth, sicherlich aber keinen, der so befähigt wäre, die geistigen Fäden, die Ideenzusammenhänge, zu denen dieses Thema Anlaß gibt, in so klarer und fesselnder Weise darzustellen." Der Aktionär

DIE GESELLSCHAFT

Bd. VII: Der Arzt von E. Schweninger

„Ein welterfahrener Arzt und Mensch hat hier mit kühnen, sicheren Strichen die Gestalt des Arztes gezeichnet, sie in frischen, starken Farben ausgeführt und so im Lichte seiner kraftvollen Eigenart das innere und äußere Wesen eines der wichtigsten Repräsentanten der sozialen Hilfe gezeigt. So überwältigend die Logik der Ausführungen dieses ärztlichen Apostata für den voraussetzungslosen, religiös und wissenschaftlich nicht voreingenommenen Denker ist, so überzeugend wirkt die Sprache in ihrer Wucht, die oft von geradezu dichterischem Schwung ist." März

„Das war ein genußreicher Abend! Welche Fülle tiefer, anregender, „nachdenklicher" Gedanken auf engem Raum. Schweninger ist bekanntlich kein Zünftler und geht abseits von der großen Menge seinen einsamen Pfad. Auch einer! Ich liebe solche Menschen. Sie sind es, die die Welt vorwärts bringen."

Das Blaubuch (Ludwig Gurlitt)

„Das äußerst anregende, vielseitige und in jedem Satz den scharfen Denker und furchtlosen Charakter offenbarende Werk wird niemand, weder Freund noch Feind, weder Arzt noch Laie, ohne hohen, fördernden Genuß lesen."

Berliner Lokalanzeiger (Gerhard v. Amyntor)

Bd. VIII: Der Handel von Richard Calwer

„Was Calwer über den Handel zu sagen weiß, sein Wesen, die Beeinflussung von Käufer und Verkäufer, seine verschiedenen Arten, die trefflichen Charakterschilderungen der verschiedenen Elemente im Handel, des Hausierers wie des Bankdirektors: das alles gehört mit zu dem Besten, was die volkstümlich gehaltene Literatur aufzuweisen hat." Literarisches Zentralblatt

„Man sieht, die einzelnen Kapitel des Buches sind von einer Persönlichkeit geschrieben, die im Wirtschaftsleben steht, ein warmes Herz und Verständnis für seine Erscheinungen und die Bedeutung des modernen Kaufmanns hat." Neue Freie Presse

„Calwer zeigt hier, daß er nicht nur ein gründlicher Statistiker, sondern auch ein guter Schriftsteller ist." Die Hilfe

DIE GESELLSCHAFT

Bd. IX: Die Sprache von Fritz Mauthner

„In dem gedankentiefen Essay werden die Beziehungen der Sprache zur Geschichte, zur Überlieferung, zur Sitte, zum philosophischen und naturhistorischen Weltganzen ebenso scharfsinnig wie gemeinverständlich erörtert." Neues Wiener Tagblatt

„Es ist mit Freude zu begrüßen, daß die dem Fachmann bekannte Betrachtung der Sprache in ihrem innigen Zusammenhang mit den Lebenserscheinungen der Volksseele nun auch einem größeren Leserkreis vorgeführt wird. Dabei wird jeder, der sich schon mit ähnlichen Fragen beschäftigt hat, das kleine Buch mit Vorteil lesen, selbst wenn er des Verfassers Kritik der Sprache kennt; für den aber, der sich an die drei Bände dieses Werkes nicht herangewagt hat, ist das Buch eine willkommene Einführung in die Gedankengänge des geistvollen Sprachkritikers." Die Neueren Sprachen

„Ein kleines Buch, das große Fragen stellt und beantwortet und Pforten aufreißt, vor denen jeder gern vorüberschleicht."
Die Zukunft (Maximilian Harden)

Bd. X: Der Architekt von Karl Scheffler

„Wenige Gedanken sind in neuerer Zeit mit so ausgezeichneter Klarheit und Überzeugungskraft ausgesprochen worden; wenige aus einem solchen tiefwurzelnden Verstehen und einer so hohen sittlichen Auffassung heraus entstanden. Die glänzenden Eigenschaften des Denkers, des Kritikers und des Schriftstellers Scheffler finden sich in diesem kleinen Bande in Vollendung beisammen, und wer zu lesen versteht, der trägt von ihm mehr Genuß fort als von manchem Poetenwerk, und mehr Gewinn an Einsicht und Anregung als von vielen ästhetischen Lehrbüchern." Der Tag

„Dieses Buch enthält entschieden das Beste, was zur Klarstellung der sozialpsychologischen Bedeutung der Baukunst und ihres Vertreters unternommen worden ist." Neudeutsche Bauzeitung

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XI: Die geistigen Epidemien von Willy Hellpach

„Man kann Hellpach nur außerordentlich dankbar sein, daß er einen ersten Versuch gemacht hat, die Aufgaben, die dem Arzte und dem Psychologen bei dem Vorkommen geistiger Epidemien zukommen, herauszuschälen. Vielleicht noch dankbarer aber muß man ihm sein, daß er auch das Interesse des Laien für die geistigen Epidemien zu wecken versucht hat. Und daß dieser Versuch gelungen ist, wird jeder dem Verfasser gern bestätigen, der seine Ausführungen zu Ende gelesen hat." Frankfurter Zeitung

„Hellpachs Büchlein ist keines der gewöhnlichen Popularisierungsfabrikate, sondern enthält die Ergebnisse selbständiger Forschung und ist darum nicht bloß dem Laienpublikum zu empfehlen, sondern verdient auch von Fachmännern beachtet zu werden." Die Zeit (Carl Jentsch)

Bd. XII: Das Warenhaus von Paul Göhre

„Eine größere, zusammenhängende Arbeit über das moderne deutsche Warenhaus existierte bisher nicht; Göhre will diese Lücke in der Weise ausfüllen, daß er das größte und beste deutsche Warenhaus, das von A. Wertheim, möglichst lebendig vor die Augen des Lesers zu stellen versucht, und zwar so, daß dieser gezwungen ist, die sozialpsychologischen Beziehungen, die sich von gerade diesem Warenhaus nach allen Seiten hin ergeben, möglichst selbst, aber ohne Mühe zu finden und zu verfolgen. Ein höchst glücklicher Gedanke. Und nicht minder ist Göhre, dem bekannten vortrefflichen Schilderer, denn auch die Ausführung gelungen. Es ist eine große Menge interessanter Details, die Göhre hier zusammenstellt, um so interessanter, als sehr vieles davon dem Besucher sonst durch das Siegel des Geschäftsgeheimnisses verschlossen bleibt. Aber fast noch wertvoller ist der Gesamteindruck, den diese Schilderung hinterläßt."
Frankfurter Zeitung

„Das kleine Buch ist die erste eingehende Behandlung des bedeutsamen Gegenstandes, und dazu eine ganz vorzüglich geschriebene."
Nationalzeitung.

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XIII: Die Revolution von Gustav Landauer

„Gustav Landauers „Revolution" verdient eine herzliche, warme, dringende Empfehlung. Die Arbeit ist die Äußerung einer innerlich reichen, in ihren Grundinstinkten wahrhaftigen Persönlichkeit, die abseits steht vom Getriebe der sich, nur sich wollenden Menschen. Der Niederschlag des Geschauten und Erlebten ist in so köstlich reiner, so beziehungsreicher, sinnlich warmbelebter Sprache ein Genuß für den Leser, der dem gotttrunkenen Anarchisten herzlich wohl will. Das ganze Büchlein ist, wie sein Urheber, erfüllt von Liebe, von Geist, von schaffender Lust, von Glauben an die verbindende, vereinigende, entsündigende Kraft unserer sozialen Urtriebe, — von dem, was jenseits aller Widerlegungen im bejahenden Gemüt sprießt."

Die neue Rundschau (S. Saenger)

Bd. XIV/XV: Der Staat von Franz Oppenheimer

„Ein ungeheures Tatsachenmaterial ist aufs vollkommenste zu einem klaren, gründlichen und kräftigen Standardwerk verarbeitet. Mit der so trefflichen Ausführung und wissenschaftlichen Begründung des neu formulierten Gedankens, der in diesem Buch zum Ausdruck gelangt, hat Oppenheimer eine Tat verrichtet, die uns dem Weltfrieden vielleicht näher bringen kann, als ein Dutzend Kongresse, und wofür ihm die Menschheit aufrichtige Dankbarkeit schuldet."

Berliner Tageblatt (Frederik van Eeden)

„In der ganzen staatsrechtlichen Literatur sehe ich über den Staat kein Werk, das uns über dessen Wesen, Entstehung und Entwicklung so viel Belehrendes bieten könnte, wie dieses Werk Oppenheimers. Man hat wohl über den Staat viel, sehr viel philosophiert. Oppenheimer philosophiert nicht, sondern demonstriert und unterstützt seine Demonstrationen, sozusagen mit Lichtbildern. Wir brauchen ihm nichts zu glauben: er zeigt uns Tatsachen; nur reiht er sie so aneinander, daß die sie beherrschende Regel, das Naturgesetz des staatlichen Lebens, uns von selbst in die Augen springt."

Die Zukunft (Prof. Ludwig Gumplowicz)

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XVI: Die Schule von Ludwig Gurlitt

„Welch prächtige, kernhafte Gesinnung, — eine Gesundheit, die ansteckend auf den Leser wirkt! Dies Buch sei allen aufs herzlichste empfohlen, die sich für die Reform der Schule interessieren! Gurlitt rückt in diesem Werke allem Schlendrian zu Leibe, der das Schulwesen zu überwuchern droht, allem Formelwesen wird energisch der Krieg erklärt!" Das Töchterpensionat

„Hundertmal mag er irren und noch etliche hundert Male dazu, ihr Philister, aber darum ist und bleibt er doch ein ganz prächtiger und ganz unentbehrlicher, ein für die Zeit geradezu geschaffener Kerl. Das sind Prophetentöne, Prophetengefühle." Nationalzeitung

„Ein Buch in kernigstem Stil, echt künstlerisch empfunden und konzipiert." Grazer Tagespost

Bd. XVII: Das Parlament von H. v. Gerlach

„Abgesehen von staatsrechtlichen Handbüchern und Kommentaren ist in Deutschland die Literatur, die sich mit der Bedeutung und dem Charakter des Parlaments beschäftigt, nur mäßig entwickelt. Was aber juristisch gesagt wird, genügt nicht. Diese Lücke hat v. Gerlach auszufüllen gesucht. Er ist während der Dauer seines Mandats, wenn man so sagen will, ein „intensiver" Parlamentarier gewesen und hat zu dem Wissen von der Theorie und dem Betriebe des Parlamentarismus bei uns und den Nachbarstaaten reichlich Erfahrungen und Eindrücke gefügt. Da er gegenwärtig dem Parlament nicht mit dem Wort dienen kann, tut ers mit der Feder. Nach dem Sinn der „Gesellschaft" betrachtet Gerlach seine Aufgabe unter sozialpsychologischen Gesichtspunkten, doch bewahrt ihn sein Temperament vor der Gefahr, in abstrakten Gedankengängen zu philosophieren. Er bleibt anschaulich und fest auf dem Boden der Wirklichkeit. So bietet das schmale Bändchen, zumal auch über außerdeutsche Vorgänge und Bräuche, eine Fülle Mitteilung und Anregung." Die Hilfe

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XVIII: Das Theater v. Max Burckhard

„Diese Monographie gehört wohl zum Besten aller Untersuchungen, Erklärungen, Definitionen des Theaters. Die unbedingte Vertrautheit mit der Materie springt hier ungemein lebendig und überzeugend ins Auge. In diesem Buche ruhen eben tatsächliche Erfahrungen, die zur Erkenntnis wurden. Beobachtungen und Erfahrungen des praktischen Bühnenbetriebes sind als dramaturgisch-soziologische Synthese niedergelegt." Wiener Abendpost

„Einem Mann wie Max Burckhard darf man wohl zutrauen, daß er in der Lage ist, Leben und Kunst in bunter Wechselwirkung aus eigener Anschauung gründlich zu kennen und richtig zu bewerten. Auch in der vorliegenden Schrift zeigt er seine Fähigkeiten als Mensch und Künstler. Er bringt eigenartige Gesichtspunkte, neue Anregungen und Gedanken und vor allem Klarheit und prägnante Kürze in allen seinen Ausführungen, innere Fülle und sprühende Beredsamkeit. Auf kaum hundert Seiten ist viel, sehr viel Wissenswertes geboten." Hamburger Nachrichten

Bd. XIX: Die Kolonie von Paul Rohrbach

„In diesem Buche kommt ein wirklicher Forscher, ein nachdenklicher Beobachter und ein scharfer Kritiker zu Wort. Das Leben in der Kolonie, die Lebensauffassung des Kolonisten, die schwierigsten Probleme kolonialer Politik, die Verschiedenheiten der Probleme bei den einzelnen kolonisierenden Völkern, all das gelangt hier auf Grund langjähriger eigener Erfahrung des Verfassers zu schöner Darstellung." Literarisches Zentralblatt

„Es ist ein großer Genuß, dies Buch zu lesen, das in seiner knapp zusammendrängenden Ausführlichkeit den Verfasser bei aller Schärfe und Prägnanz der sachlichen Formulierung doch fern von jedem aufdringlichen Besserwissen und in feiner Zurückhaltung zeigt." Oberhessische Zeitung

„Bisher ist das weite Gebiet der Kolonie noch nie so erschöpfend in doch so knapper Form behandelt worden."

Grazer Tageblatt

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XX: Das Kunstgewerbe von O. Bie

„Ein ganz eigenes Buch, dessen Inhalt weit über das hinausgeht, was sein Titel vermuten läßt. Es sind Bekenntnisse eines Ästheten und Gedanken eines Philosophen, der sich in seinen Anschauungen weder durch Modeströmungen beirren, noch durch die Oberfläche der Dinge blenden läßt, der ihnen vielmehr auf den Grund geht und tief schürfend und klar sehend verborgene Wechselbeziehungen ergründet .... Auf der Ausbildung der Persönlichkeit, die ihre Wohnung selbst schafft, suchend und wählend, und auf der Tradition als Grundlage aller Wohnkultur baut er das Heim auf mit alt ererbtem Besitz und erworbenen Antiquitäten, mit japanischen Vasen, Perserteppichen und modernem Hausrat, eigen und voll Charakter. Denn nicht die neue Form, sondern die Ehrlichkeit ihrer Verwendung gibt die „Schönheit des Interieurs, dessen Teile zu einander und zum Bewohner sprechen" und von dessen köstlicher Intimität das Schlußkapitel „Stilleben" aus Erfahrung und Erleben heraus so trefflich plaudert." Dekorative Kunst

Bd. XXI: Der Ingenieur von L. Brinkmann

„Der Autor, welcher als Ingenieur in amerikanischen Gold- und Silberminen sowie in englischen Kohlenbergbauen tätig war und das ganze Wesen, das Sein und die Umwelt des Ingenieurs aus eigener Anschauung kennt, behandelt in seiner außerordentlich anregenden Schrift in geistreichster Weise das Schaffen des Ingenieurs, seine Schulbildung, seinen Stand, seine gesellschaftliche Stellung und die Hoffnungen, welche er an die Zukunft knüpft. Wir haben selten soviel Menschenkenntnis, Lebenserfahrung und Urteilsschärfe auf wenigen Seiten zusammengedrängt gefunden und empfehlen die Schrift bestens." Wiener Bauindustrie-Zeitung

„Ich empfehle jedem Ingenieur und jedem, der es werden will, das eingehende Studium dieser Abhandlung; er kann an ihr nur Freude haben. Sie steht in der gesamten Ingenieurliteratur meiner Ansicht nach einzig da und es gibt nur wenige Werke, die mit ihr allenfalls verglichen werden können." Münchener Hochschulzeitung

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XXII: Die Börse von Friedrich Glaser

„In einem 1688 in Amsterdam erschienenen Buche, betitelt „Konfusion der Konfusionen oder merkwürdige Gespräche zwischen einem scharfsinnigen Philosophen, einem umsichtigen Kaufmann und einem belesenen Aktionär über den Aktienhandel, seinen Ursprung, seine Entwicklung, seine Vorteile, sein Spiel und seinen Schwindel" beklagt sich der Philosoph darüber, daß nirgends ein Buch zu finden sei, aus dem man sich über diesen rätselhaften Handel belehren könnte. Heute gibt es wohl mancherlei Bücher, die über Wesen und Geschäfte der Börse orientieren. Aber sie zeigen nur die Formen, in denen das Leben der Börse verläuft, und die Ziffern, in denen es sich ausdrückt; einen Einblick in dieses Leben selbst, seine Kämpfe und Stürme, seine Hoffnungen und Verzweiflungen gewähren sie nicht. Diesen Einblick zu geben, hat Fr. Glaser hier unternommen, mit reichem volkswirtschaftlichem und historischem Wissen, aber auch mit unmittelbarer Seelenkunde ausgerüstet."

Bd. XXIII: Der Sport von Robert Hessen

„Hessen ist ein famoser Mann. Keinen trefflicheren Führer könnte man sich wünschen, keinen besseren Lederstrumpf und Pfadfinder auf dem vielverschlungenen, mit Wolfsgruben für Snobs und Prigs behafteten Sportpfade. Er gibt es den Zimperlichen, er hat Schwefelsäure für Fettbäuche, er hat Donnerworte wie ein Prophet in Israel gegen die Alkoholiker. Nicht daß er einen guten Tropfen verschmähte. Bewahre! Aber die Einseitigkeit geißelt Hessen, die bei uns allein aus dem Alkohol Spanierstolz und souveräne Sorglosigkeit, Tod und Teufel herausfordernd, aufquellen läßt."

Der Tag

„Kein sportfreudiger Leser, auch kein Laie dürfte das kleine famose Buch ohne großen Genuß und vielfache Anregung aus der Hand legen."

B. Z. am Mittag

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XXIV: Erfinder und Entdecker von Wilhelm Ostwald

„Der berühmte Chemiker und Naturphilosoph behandelt hier in äußerst interessanter Weise das Problem des Verhältnisses der Erfinder und Entdecker zu ihrer Umwelt, nicht in begrifflicher Abstraktion, sondern indem er aus biographischem, insbesondere autobiographischem Material das Allgemeine herauslöst. Er betrachtet das Leben der Forscher auf die Bedingungen ihrer Entwicklung, auf ihre Beziehungen zu ihrer näheren und ferneren Umgebung und auf das Schicksal ihrer Produktion hin; er untersucht, welche Bedeutung das Geschlecht, welche die Klasse, welche die Erziehung für das Werden des Entdeckers und Erfinders hat, wie sich sein Schaffen zu den verschiedenen Phasen seines Lebens verhält, wie er als Forscher, wie als Lehrer auf die Umwelt wirkt."

Bd. XXV: Die Sitte von Ferd. Tönnies

Ferdinand Tönnies, einer der bedeutendsten Soziologen der Gegenwart, gibt in dieser Schrift eine tiefgegründete, in der Theorie und in der Schilderung gleich kräftige, weise und beredte Psychologie der Sitte und ihres Zusammenhangs mit der Sittlichkeit und dem gesellschaftlichen Leben überhaupt.

Aus dem Inhalt: Gewohnheit und Sitte. Sitte als sozialer Wille. Die Alten und die Jungen. Der Ahnenkult. Sitte und Religion. Der Priesterstand. Der Adel. Sitte und Recht. Die Frauen. Das „Mutterrecht". Die geschlechtliche Sittlichkeit. Schamhaftigkeit und Kleidung. Fortpflanzung und Ehe. Feste und Geschenke. Gastfreundschaft. Carität. Bedeutung der Arbeitssitte. Die Umgangsformen. Die Mode. Sitte und Zivilisation. Sitte und Staat. Sitte und Wissenschaft.

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XXVI: Die Kirche von Arthur Bonus

Eine kühne, starke, rücksichtslos freimütige, von einem großen Lebensgefühl getragene und erfüllte Darstellung der Entstehung der Kirche und ihrer Wandlungen, der Schicksale des Einzelnen in der Kirche, des Verhältnisses der Kirche zur Religion und beider zur Kultur.

Aus dem Inhalt: Inwiefern sich eine nähere Betrachtung der Kirche lohne. Daß alle Religion prinzipiell heroisch und individualistisch einsetze. Wie der Einzelne zu einer religiösen Gemeinschaft komme. Was es mit dem Charakter des Übernatürlichen auf sich habe, den die Kirche sich beilegt. Was es mit dem Anspruch der Kirche auf sich habe, uranfängliche und ewige Wahrheit zu enthalten. Was es mit dem Ideal des Versöhnung der Kirche mit der Kultur auf sich habe. Daß die Staatskirche ein Ende bedeute. Ob das Ideal der Kirche eine Zukunft habe.

Bd. XXVII: Der Richter von M. Beradt

Wohl der erste Versuch eines psychologischen Charakterbildes des deutschen Richters: unbefangen in der Anerkennung und in der Kritik, auf einem reichen, scharfsichtig gesammelten und scharfsinnig verwerteten Erfahrungsmaterial aufgebaut, das bald nur in klugem Überblick zusammengefaßt, bald mit leidenschaftlicher Dramatik vorgetragen wird.

Aus dem Inhalt: Der soziale Zusammenhang des Richters. Die verschiedenen Gruppen von rechtsprechenden Richtern. Die Psychologie der Verhandlung. Die Psychologie des Urteils. Der Richter und die öffentliche Meinung.

DIE GESELLSCHAFT

Bd. XXVIII/XXIX: Die Frauenbewegung von Ellen Key

Aus welchen seelischen Ursachen ist die Frauenbewegung entstanden? Welche seelischen Wirkungen hat sie hervorgebracht und bringt sie hervor? Das sind die Fragen, die Ellen Key zu beantworten sucht. Die Frau und die Eltern, die Frau und der Mann, die Frau und das Kind, die Frau und die andern Frauen, — wie diese Beziehungen gewesen sind und wie sie sich gewandelt haben; die Frau mit sich selbst, — was sie einst von ihrem Leben wollte und was sie heute von ihm will; die Frau und die Wirtschaft, die Frau und die Geisteswelt, die Frau und die Gesellschaft, — wie hier überall ein anderes Geben und ein anderes Nehmen, eine andere Freiheit und eine andere Gebundenheit gekommen ist: das wird nicht in lehrhafter Erörterung, sondern im Bilde des Lebendigen gezeigt.

Als weitere Bände sind zunächst in Aussicht genommen:

Das Leben mit der Natur	von	Wilhelm Bölsche
Die Landwirtschaft	von	Eduard David
Die Diplomatie	von	Maximilian Harden
Die Partei	von	Carl Jentsch
Der Dilettantismus	von	Rudolf Kassner
Das Recht	von	Josef Kohler
Das Verbrechen	von	Franz von Liszt
Der Rechtsanwalt	von	Ernst Mamroth
Die Erziehung	von	Rudolf Pannwitz
Das Kind	von	Heinr. Scharrelmann
Die Literatur	von	Jakob Wassermann

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

YC144787

M152578

BJ 1114
T6

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY